



GESTORBEN AM 16. Juli, ist der Schriftsteller *Heinrich Böll* drei Tage danach in Bornheim-Merten bei Bonn zu Grabe getragen worden. Das Geleit gaben ihm Menschen aus den verschiedensten Bevölkerungsgruppen, darunter Zigeuner, die ihm zu Ehren spielten, und der Bundespräsident, Richard von Weizsäcker, der als einer unter vielen an diesem letzten Gang teilnahm. Reden wurden an diesem christlichen Begräbnis keine gehalten. Auch der Priester und Künstler Herbert Falken beschränkte sich als Pfarrer darauf, einige von Bölls Lieblingstexten, darunter die Seligpreisungen der Bergpredigt, vorzulesen. Wie sich Heinrich Böll selber in der deutschen Gegenwart als Katholik verstand, hat er vor drei Jahren in einem ausführlichen Interview erklärt (vgl. *Orientierung* 1982, S. 183–187: «Die mögliche Verwirklichung evangelischer Gedanken»). Nunmehr, zu seinem Gedenken, haben wir einige Kurzbeiträge erbeten: Walter Dirks, Adelheid Müller-Lissner, Kurt Marti und Vilma Sturm geben auf den folgenden Seiten etwas von dem wieder, was ihnen von Begegnungen mit Böll persönlich oder auch mit seinen Büchern in der Erinnerung steht. Vorstellen möchten ihn nach Dänemark. Dort hat eine Theatergruppe, das rührige, weitbekannte *Odin-Teatret* in Jütland, aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens eine Auszeichnung, gekoppelt mit einer Spende, vergeben wollen, und zwar aus einem Fonds, in den die Mitglieder monatlich 1 Prozent ihrer Gage für humanitäre Aktivitäten abzweigen. Böll wurde gebeten, den Preisträger zu finden, und nannte das *Deutsche Komitee Not-Ärzte*, bei dem ihm im vergangenen Herbst besonders eine Aktion «Not-Anwälte» (zugunsten schlechtbehandelter und diskriminierter Ausländer) am Herzen lag. Bei der Preisvergabe in Holstebro am 23. Oktober 1984 sagte er zur Begründung:

«Man hat mich gefragt, warum ich den Preis nicht jemandem übergeben habe, der Kunst macht. Ich möchte darauf hinweisen, daß das griechische Wort, von dem das Wort Poesie abstammt, <poiein>, sehr viele Bedeutungen hat. Nur eine davon, und gar nicht die wichtigste, heißt Dichten und Erdichten. Die wichtigsten Bedeutungen haben mit Machen zu tun und mit Tun, etwas tun. Ich möchte aufmerksam machen auf die Poesie des Tuns.» Er fügte den folgenden Text (heute im Eigentum des Komitees) an:

«Tuende möchte ich ehren»

Es ist schön, ein hungerndes Kind zu sättigen,
ihm die Tränen zu trocknen,
ihm die Nase zu putzen,
es ist schön, einen Kranken zu heilen.
Ein Bereich der Ästhetik, den wir noch nicht entdeckt haben,
ist die Schönheit des Rechts;
über die Schönheit der Künste, eines Menschen, der Natur
können wir uns halbwegs einigen.
Aber – Recht und Gerechtigkeit sind auch schön, und
sie haben ihre Poesie, wenn sie vollzogen werden.
Tuende, nicht Tätige, möchte ich ehren.
Alle diejenigen, die wissen, was es bedeutet, ein Flüchtling,
ein Vertriebener zu sein,
unwillkommen zu sein.

Heinrich Böll

HEINRICH BÖLL

Persönliche Anmerkungen: Nachdenklich und zu genauer Differenzierung fähig – Freund der kleinen Leute – Die von der Kirche verkündete Erlösung als Befreiung verstanden.

Walter Dirks, Wittnau bei Freiburg/Br.

Autoren sind die geborenen Einmischer: Aus der Verantwortung für die Familie eingebunden in das Schicksal vieler Menschen – Im Erzählen und Schreiben entsteht der Gegenentwurf einer anderen Gesellschaft.

Vilma Sturm, Bonn

Katholischer Zeuge der «neuen Konfession»: Verständniswilliger, gütiger und darum erbittlicher Christ – Die Wahrheit ist wichtiger als der Besitz der Wahrheit – Daß wir vielleicht sogar Christen werden.

Kurt Marti, Bern

Wer versteht die Details? Bölls Romangestalten machen keine großen Worte – Nicht nur das Gute, auch die Schuld der Menschen liegt im Detail.

Adelheid Müller-Lissner, München

NICARAGUA

Den Verblendungsschleier durchstoßen: Unerbittlich in den Ost-West-Konflikt hineingeraten – Das prophetische Signal des fastenden Außenministers Miguel d'Escoto – Sensibilisierung für erfahrenes Unrecht und Protest gegen den Terror – Solidarisierung bei Campesinos und in christlichen Gemeinden – Der Terror der Contras soll der Bevölkerung die Hoffnung zerstören – Ist eigenständige Entwicklung in einer geteilten Welt möglich? – Ortskirche in den politischen Konflikten zerrissen – Durch seine Politik stellt Nicaragua die globale Ungerechtigkeit an den Pranger.

Rupert Neudeck, Troisdorf b. Köln

FILM

Wirklichkeitsbegriff und fiktionale Gestaltung: Zu neuen Filmen von *Paul Schrader*, *Jean-Luc Godard* und *Marguerite Duras* – Wie die Kunst das Leben einholt – Ereignisse lassen sich nicht durch Bilder festhalten – Verzicht auf die Frage nach «Letzt-Sinn».

Angela Schmitt, München

ETHIK

Der Streit um die Gentechnik: Ziele und Nebenfolgen, nicht die Methoden entscheiden über die Zulässigkeit (*Franz Böckle*) – Auch die Verfahren und Methoden müssen ethisch beurteilt werden (*Hans Jonas* und *Johannes Hoffmann*) – Differenz zwischen menschlichem Handeln und dessen Folgen – Prinzip Verantwortung und Heuristik der Furcht – Sind erkenntnisleitende Interessen zweitrangig? – Zu Einzelproblemen – Grenzen einer individualetischen Argumentation – Restriktive Funktion der Ethik gegenüber der Technologie. *Norbert Stennes, Limburg*

BUCHBESPRECHUNG

Die Bibel mischt sich ein: Zur Veröffentlichung von Fernsehansprachen («Wort zum Sonntag») und Predigten von *Othmar Keel* – Direktheit der Sprache – Das Schuld aufdecken muß konkret sein – Dankbarkeit der einen und Geschrei der andern.

Pierre Casetti, Reussbühl/LU

Anmerkungen zu Heinrich Böll

Ist alles über Heinrich Böll gesagt worden, im Juli dieses Jahres? Vieles und Gutes jedenfalls. Offenbar war der Schriftsteller allmählich und eher unbemerkt, das ergab sich nach seinem Tod, aus dem halben Dutzend namhafter Kollegen der deutschen Literatur an den ersten Platz gerückt. Entscheidend dafür war, das ist eine tröstliche Erfahrung, sein moralisch-politischer Rang, der freilich nicht ohne die Qualität seiner literarischen Arbeit wirksam geworden wäre.

Da also fast alles gesagt ist, darf ich diese Anmerkungen persönlich beginnen. In unserem ersten Gespräch, es war am Mittagstisch bei einer der ersten Zusammenkünfte der Gruppe 47, lernte ich ihn kennen als den, der er war. Ich erzählte ihm von einem obdachlosen jungen Menschen, der mir über den Weg gelaufen war; ich hatte vor, den Mann zu einem Heim zu bringen, das ich kannte. Heinrich Böll aber, der junge Schriftsteller, fast noch Heimkehrer, bot ohne viele Worte sofort an, den Mann bei sich aufzunehmen. (Die Szene ist typisch für unser Verhältnis geworden: Ihm, der von Grund auf – ich sage es als hohes Lob – ein anarchistisches Herz hatte, war ich zeit meines Lebens zu institutionsgläubig.) So spontan, wie er damals entschied, ist Heinrich Böll geblieben. Jahrzehnte später nahm er – beispielsweise – einen anderen Flüchtling in sein Haus auf: Alexander Solschenizyn – übrigens ohne auf den Reaktionär hereinzufallen. In einer Zeit, zu deren stärksten Gefährdungen ein Antikommunismus absoluter Prägung gehört, blieb er durchaus souverän: Er ist, als Autor geschätzt und oft überschätzt, häufig in der Sowjetunion gewesen, und er hat ihren geschichtlichen Rang und die Eigenart ihrer Menschen gewürdigt; aber er scheute sich nicht, sie ungeniert zu kritisieren. Er war eben keineswegs naiv, wie ihn viele seiner Feinde einschätzten, sondern nachdenklicher Natur und sehr fähig, genau zu differenzieren.

Heinrich Böll war nicht nur ein großer und stiller Helfer, son-

dern ein Lobbyist der Schwachen, der Unterprivilegierten – die Außenseiter eingeschlossen –, ein Freund der kleinen Leute. Der Nation hat er in doppelter Weise gedient, als Erzähler und als engagierter Bürger und Schriftsteller. Die Nachkriegsgesellschaft hat er nur ein kleines Stück in der richtigen Richtung weiterbringen können, aber schon das ist viel.

Ebenso viel, vielleicht mehr, hat ihm nicht nur der deutsche Katholizismus, sondern die christliche Kirche zu danken. Er, der die von der Kirche verkündete «Erlösung» als «Befreiung» verstanden hat, hätte, was die gelebte Existenz und das entwickelte Bewußtsein betrifft, bei uns geradezu der zentrale Zeuge einer europäischen «Theologie der Befreiung» werden können. Sie hätte, dankbar für die Anstöße aus Lateinamerika, in den deutschsprachigen Ländern und in Westeuropa als praxisnahe theologische Theorie die Frage beantworten müssen, was die Christen in der evangelischen Nachfolge zu unseren hausgemachten Zwängen zu sagen haben, was sie über unsere Schritte zu unserer Befreiung beitragen können. Theologische Befreiungen sind im Gange, aber noch fehlt das Gesamtkonzept. Wie Heinrich Böll lebte, nahm er viel von dem vorweg. Er war in unserer Zeit an unserem Ort ein exemplarischer Christ. Er war es übrigens gerade als der gute, der vortreffliche Katholik, der er von Kindsbeinen an gewesen und bis zu seinem Wunsch nach der katholischen Beerdigung geblieben ist. Er hat die Zahlung der Kirchensteuer verweigert und den Betrag einem armen südamerikanischen Bistum zugewendet. Daß ihn die Kirche, mit dem Staat zu eng verbunden, und daß ihn dieser Staat nicht mehr in den Listen der Kirchenangehörigen führen zu können meinten, spricht nicht dagegen, sondern dafür: Mit seinem Entschluß hat er ein Zeichen gesetzt.

Übrigens: Die ihm das Leben schwergemacht haben, Zeitgenossen und Landsleute in der Staatsgesellschaft und im Katholizismus der Bundesrepublik, sollten aufrichtig reden. Heinrich Böll ist nicht «trotz allem» einer von ihnen gewesen. Er will nicht vereinnahmt werden. Er hat den Anspruch auf ehrliche Nachrufe. *Walter Dirks, Wittnau b. Freiburg/Br.*

Geborener Einmischer: schreibend Welt erschaffen

Ich sage, was ich sah, während der dreißig Jahre, die ich in seiner Nähe lebte. Ich sah einen Menschen, einen «Poeten» im alten, wahren Sinne, angelegt also auf eine einzige Sache, darauf, schreibend Welt zu schaffen – gleichzeitig aber beladen mit Verantwortungen, die er selbst sich, die andere ihm auferlegten, die ihn belasteten: mit Kummer, mit Sorge, mit Bedrängnissen aller Art. Ich weiß es nicht genau, aber ich vermute, daß die Verantwortung für die Familie, seine Frau, seine Kinder, seine Enkel von allen die bedeutendste war. Hier war er am festesten gebunden, auch am meisten verwundbar. Von hier kamen aber auch die herzlichsten Freuden: die Freude an Annemarie, der Frau, der Gefährtin, der Kameradin bei der Arbeit; Freude an den Söhnen, den Schwiegertöchtern, den Enkeln. Aus diesem Bereich nahm er das Wort «Zärtlichkeit», das ihm so wichtig war, das er so gerne gebrauchte, bis hin zur Forderung nach einer «Theologie der Zärtlichkeit». Der Tod des ältesten Sohnes traf ihn an der Wurzel.

Einbezogen in diesen Bereich die Freunde. Freunde in aller Welt: in den östlichen Ländern, Rußland, Polen, der Tschechoslowakei, der DDR; Freunde in Israel, in Lateinamerika, in den USA, in Irland. Wo auch immer er sich aufhielt: in Köln, in der Eifel, im Vorgebirge – das Haus war eine Anlaufstelle für Flüchtlinge; Alexander Solschenizyn, Lew und Raïssa Kopelew, Wolf Biermann sind die bekanntesten. Wer von uns ihn besuchte, fand meist in irgendeinem Zimmer jemanden vor, dem Böll nicht nur zur Flucht aus östlichen oder westlichen Bedrohungen verholfen hatte – dem er dann auch noch Unterkunft und Unterhalt bot, oft für lange Monate. Aus der Kölner Wohnung gingen zahllose Telefonate in alle Welt, Zehntausende von Briefen wurden hier abgeschickt, und die Geldsummen

sind beträchtlich, die von hier aus ihren Weg in bedürftige Hände nahmen. Einer der schönsten Sätze aus der Fülle der Nachrufe: «Unzählige in der ganzen Welt verdanken ihm unendlich viel, viele ihr Leben.» (M. Reich-Ranicki)

Es war seine ständige Klage, daß er nicht zum Schreiben komme. Die Hilferufe zehrten an seiner Kraft, drohten immer wieder ihn aufzufressen. «Ich muß weg», sagte er, «ich kann nicht mehr.» Wie es zuging, daß in solcher Bedrängnis ein solch umfangreiches Werk wachsen konnte, ein Werk, das ihm höchste literarische Ehren eintrug, Preise, Orden, den Professorentitel, die Ehrenbürgerwürde seiner Stadt – das ist unfasslich. Ein Werk, von dem man annehmen müßte, daß es nur bei äußerster Versenkung, bei angespanntester Konzentration hätte geschaffen werden können, entstand in den Strudeln der Nöte, in die er sich hineingerissen fand; immer wieder kämpfte er sich da heraus, atemlos, und schrieb und schrieb und schrieb – und dann schlugen ihm die fremden Schicksale wieder über dem Kopf zusammen.

So schwer ihm das Herz, so voll ihm der Kopf war – er schrieb mit leichter Hand, auch seine Schrift war die leichtfüßigste, eleganteste, die sich denken läßt. Ungereimte, ungeheuerliche, skandalöse Tatsachen teilte er auf spielerische Weise mit, in Kürze oder mit hintersinniger Umschweifigkeit. Der beladene Mann war zugleich ein Erzschelm, aufgelegt zu Nasführung, Uz und Fopperei und überaus kunstvollem Spott.

Er wußte, daß er an den Schreibtisch gehörte, um uns Geschichten und damit Geschichte zu erzählen, eine andere Gesellschaft zu entwerfen als die, die Gegenstand seines Spottes, seines Zorns, seiner Verzweiflung war. Er sehnte sich krank

nach diesem Schreibtisch, um dort für sich zu sein, bei sich, seiner unerschöpflichen Imagination, dem dahinströmenden Fluß seiner Gedanken – statt dessen war er mehr als die halbe Zeit nicht für sich, sondern für andere da.

Er war immer da, oft schon, ehe man ihn rief, und leistete Hilfe, mit Worten, mit Geld, mit seiner Unterschrift, mit einer Rezension, einem Vorwort. Es gibt nur wenige große Aufrufe, unter denen nicht sein Name stand. Aber auch die humanitären Bemühungen hatten ihn zum Fürsprecher: Amnesty International, die Boat-People Vietnams, die «verfemte Minderheit» allüberall ...

Zur Bereitwilligkeit, Hilfe zu leisten, gesellte sich der Impuls, sich einzumischen: «Wir Autoren sind die geborenen Einmischer!» Sich einmischen, Schäden beim Namen nennen, Unheil abwehren, Gerechtigkeit herzustellen suchen ... Dem dienten nicht nur die politischen Schriften, die Bände füllen. Dem dienten die Reden, die den Herrschenden an die Nieren gingen, mit denen er sich unbeliebt machte, am meisten im Fall der Ulrike Meinhof, als er sich erkühnte, die Worte «Gnade» und «Freies Geleit» zu gebrauchen – da, wo «Bild» von «Bande» und «Mördern» sprach. Spott und Haß troff da aus den Gazetten, und es kam bis zum sensationellen Prozeß (den er gewann). Er schrieb, er redete, er ging auf die Straße. Gegen die Notstandsgesetze, gegen die Wiederbewaffnung, gegen die Atombombe;

zweimal stand er im Bonner Hofgarten auf dem Podium. Er ging nach Mutlangen, setzte sich vor das amerikanische Waffendepot und nahm es auf sich, unablässig begafft zu werden und angesprochen mit vorgehaltenem Mikrofon; wo er auch ging, ging einer rückwärts vor ihm her, die Kamera auf ihn gerichtet.

Er gab dem P.E.N. als Internationaler Präsident neue Impulse, indem er das Prestige des Clubs dafür einsetzte, verfolgten Schriftstellern in aller Welt zu helfen. Er betrieb die Gründung eines «Verbandes deutscher Schriftsteller» und proklamierte in deren Namen das «Ende der Bescheidenheit»; er schockierte Wuppertaler und Kölner Prominenz mit unverblühten Ansprachen. Sein Streit mit der Amtskirche, gegen alles das, was Herrschaft an ihr ist und nicht Brüderlichkeit, führte schließlich zum Kirchenaustritt. Aber er wurde mit einem katholischen Gottesdienst von dieser Erde verabschiedet und von einem Priester zu Grabe geleitet.

«Schlaf nicht, schlaf nicht, denn es ist kein Frieden in der Welt!» – diese Worte der heiligen Teresa von Avila setzte der Priester an den Anfang des Gottesdienstes. Keinem von uns wird es gelingen, wie er wach und unermüdlich zu sein bis zum letzten Atemzug. Aber wir werden versuchen, in seinen Spuren zu gehen.

Vilma Sturm, Bonn

Katholischer Zeuge der «neuen Konfession»

In der von Alfred Andersch herausgegebenen Buchreihe «studio frankfurt» erschien 1952 Heinrich Bölls Satire «Nicht nur zur Weihnachtszeit», ein Jahr später Arno Schmidts «Die Umsiedler». Ich hatte, auf die Buchreihe abonniert, beide Publikationen sogleich nach Erscheinen gelesen. Es waren die ersten Texte, die nach dem Zweiten Weltkrieg meine Aufmerksamkeit und mein Interesse wieder intensiver auf die «neue» deutsche Literatur lenkten. Von da an verschafften mir Bölls und Schmidts Bücher von Zeit zu Zeit stets wieder neue Einblicke in die Intra-Geschichte der benachbarten, zunächst aber noch wenig bekannten Bundesrepublik («Intra-Geschichte»: ein Begriff, den Miguel de Unamuno geprägt hat für den Alltag der «kleinen» Leute innerhalb der «großen» Geschichte). Literarisch interessierte mich vor allem die innovative Darstellungs- und Schreibweise Arno Schmidts. Religiös und politisch dagegen hörte ich auf Böll. Dessen satirische Kurzgeschichten aus den fünfziger Jahren (nach «Nicht nur zur Weihnachtszeit», 1952, vorab «Der Wegwerfer», 1957, und «Doktor Murkes gesammeltes Schweigen», 1958) scheinen mir noch heute zum Besten zu gehören, was er geschrieben hat. In ihnen wurde der westdeutschen Restauration und ihrem christlich-humanistischen Beschönigungsgeschwätz der entlarvende Zerrspiegel vorgehalten. Fast möchte man bedauern, daß Böll sich nicht zum bösen, unerbittlichen Satiriker entwickelt hat. Dafür war er aber wohl ein zu verständniswilliger und darum zu gütiger Mensch und Christ, weder willens noch fähig, mit Ingrim und Konsequenz unerbittlich zu sein. Im Gegenteil: er blieb erbittlich.

Dennoch würzen satirische Spurenelemente die meisten seiner Romane. Mit der Satire hielt's Böll wie einst ein chassidischer Rabbi mit der Wut: «Seit ich die Wut gebrochen habe, trage ich sie in der Tasche. Wenn ich sie brauche, hole ich sie hervor.» Anstatt sich zum Instrument seiner satirischen Neigung und Begabung zu machen, hat Böll sein satirisches Vermögen instrumentalisiert und dosiert. Darin – unter anderem! – äußert sich literarisch seine Orientierung an jenem Christus, der seinen Zorn, seine satirische Schärfe ebenfalls zu instrumentalisieren mußte.

In welcher Art war Böll an Christus orientiert? Vielleicht darf man sagen: in einer franziskanischen. Gegen die Macht- und Besitzesideologie der deutschen katholischen Kirchenführung

höhnte er 1961 in einer polemischen Glosse («Hast du was, dann bist du was»): «Die Heiligsprechung des Habenichtsvon Assisi war wohl ein Irrtum.» Auch von der Partei mit dem großen C für «Christlich» in ihrem Namen hatte sich Böll nach 1945 etwas Besseres erhofft als nur gerade eine Restauration jener kapitalistischen Kräfte, deren Bolschewistenfurcht immerhin schon den Aufstieg Hitlers mitermöglicht und schließlich auch finanziert hatte.

Als Karlheinz Deschner 1957 ein Taschenbuch zur Frage «Was halten Sie vom Christentum?» publizierte, gehörte zu denen, die antworteten, neben Hans Erich Nossack, Josef Bernhart, Arno Schmidt, Hans Urs von Balthasar u. a. auch Heinrich Böll. Mit Vokabeln, schrieb er, wie «Christentum», «Abendland», «christliches Europa» («... dessen größter Friedhof <Auschwitz> heißt») könne er nichts anfangen. Solche Wörter verrieten bloß, daß Christen der *Besitz* der Wahrheit wichtiger geworden sei als die Wahrheit selbst: «Man ist nicht Christ, sondern gehört <zum christlichen Lager>, man glaubt nicht an Christus, sondern <macht in Christentum>.» Noch gespenstischer freilich sei die Vorstellung einer Welt, in der es Christus nie gegeben hätte: «Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der allerbesten heidnischen vorziehen, weil es in einer christlichen Welt Raum gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache, und noch mehr als Raum gab es für sie: Liebe für die, die der heidnischen wie der gottlosen Welt nutzlos erschienen und erscheinen.» Diese Antwort machte deutlich, daß Böll das Adjektiv «christlich» auf Christus und sein Evangelium bezogen haben wollte. Zeit seines Lebens litt er unter «christlich» nur firmierten Macht- und Kirchenideologien. Daher seine Hierarchie-Kritik, immer wieder. Er war, befreiungstheologisch gesprochen, schon immer ein Basis-Katholik. Sein Leiden am «Christentum», an der Amtskirche auch, nötigte ihn, den im Grunde Friedsam und Versöhnlichen, stets von neuem zu Streit und Einmischung, zu Polemik und Protest. Das führte ihn einerseits mit protestierenden Protestanten wie Gollwitzer, Albertz, Sölle zusammen und öffnete ihn andererseits für die Botschaft der lateinamerikanischen Befreiungstheologie.

Gefragt, wie ich als Protestant den Katholiken Böll beurteile, kann ich nur antworten: Ich sehe in ihm nicht den Angehörigen einer «anderen», sondern jener neuen und ökumenischen Kon-

fession, die heute quer durch die historischen Konfessionen hindurch die Christen trennt oder vereinigt, in der Bundesrepublik etwa in Bild-Bonn-Boenisch-Christen hier und Christen der Friedensbewegung dort. Diese neue Konfession verband und verbündete Böll z. B. mit Ernesto Cardenal, dem er zum 60. Geburtstag schrieb, daß er in einem seiner Arbeitszimmer stets jenes Foto vor Augen habe, «wie Du da kniest/lächelnd/vor Karol Wojtylas drohendem Zeigefinger/du böser Sozialist/und nennst Dich auch weiterhin/Priester und Katholik/Du schlimmer!/Ich weiß nicht/ob Ihr noch lächeln könnt/unter Reagans drohender Faust/weiß nicht/ob Ihr/mit den Pfennigen Eurer Armut/der ungeheuren Energie des Elends/ausharren könnt/gegen die Dummheit des Reichtums/der Dollarmillionen». Damit ist eine der Fronten – Macht des Geldes gegen die Bedürfnisse des Volkes, der Armen – aufgezeigt, die heute die Geister und die Christen scheidet. Bölls Text enthielt auch eine Vision dessen, was, wäre wirklich Christus der Inspirator, sein könnte, ja sein müßte: «Wie leicht könnte Wojtyla/aus dem drohenden Zeigefinger/eine segnende Hand machen/unter Ambrosiana-Millionen verdoppeln: /vaticanische Energien/(verschwendet an der Ambrosiana!)/nach Managua!» Böll schloß mit dem Wunsch an Cardenal und Nicaragua: «Auf daß Ihr werdet und bleibt/was ich Euch wünsche:/lächelnde Sozialisten/und doch – oh Wunder/Katholiken/vielleicht sogar Christen.»

Ja, so hofft die neue Konfession, die quer durch die alten hindurchgeht: daß wir, ob Katholiken, ob Protestanten, vielleicht sogar Christen werden. *Kurt Marti, Bern*

Nicht nur der Teufel steckt im Detail

Auf die Frage, warum er denn ausgerechnet sie geheiratet habe, antwortet ein Ehemann seiner Frau: «Wegen des Frühstückes. Ich war auf der Suche nach jemand, mit dem ich mein Leben lang frühstücken konnte, da fiel meine Wahl – so nennt man es doch – auf dich. Du bist eine großartige Frühstückspartnerin gewesen. Und ich habe mich nie mit dir gelangweilt.»¹ Die Frau ihrerseits denkt über ihre Gefühle dem Mann gegenüber nach: «Ich habe mich oft gefragt, warum ich ihn liebe; ich weiß es nicht genau, es sind viele Gründe, aber einen weiß ich: weil es schön ist, mit ihm auf den Rummel zu gehen.»² Weniger pathetisch könnten Liebeserklärungen kaum ausfallen. Vielleicht – eben drum – auch kaum kunstvoller.

Der Clown Hans Schnier über seinen ersten Morgen mit Marie Derkum, die er ohne staatlichen und/oder kirchlichen Segen als seine Frau betrachtet: «Ich fand es furchtbar und großartig, diesen Alltag, mit Kaffeetopf und Brötchen und Maries verwachsener blauweißer Schürze über dem grünen Kleid, und mir schien, als sei nur Frauen der Alltag so selbstverständlich wie ihr Körper.»³ Diesen Clown nun quält, nachdem seine Frau Marie ihn verließ, um einen anderen – in aller Form – zu heiraten, vor allem die Vorstellung, auch er könne mit ihr «Mensch-ärgere-dich-nicht» spielen oder ihr gar dabei zuschauen, wie sie die Zahnpastatube zuschraubt: «Die Vorstellung, daß Züpfner Marie beim Ankleiden zuschauen könnte oder zusehen darf, wie sie den Deckel auf die Zahnpastatube schraubt, machte mich ganz elend ... Mich quälte auch die Vorstellung, daß Züpfner überhaupt nichts dran lag, Marie beim Zuschrauben der Zahnpastatube zuzuschauen: meiner bescheidenen Erfahrung nach haben Katholiken nicht den geringsten Sinn für Details.»⁴

Das nun ist – von Böll kommend – ein harter Vorwurf. Denn Bölls Gestalten machen eigentlich keine großen Worte. Jedes

Pathos liegt ihnen fern. Ihre Sache ist der Alltag, das Detail. Schon früh wurde ihm vorgeworfen, aus dem «Mief» der kleinbürgerlichen Wasch- oder Wohnküchen der fünfziger Jahre nicht herauszukönnen, mit anderen Worten also: nicht eigentlich «Weltliteratur» zu schreiben. Er antwortete mit einer Verteidigung der Waschküchen.⁵ Der «klein»-bürgerliche Alltag ist für ihn nicht klein, sondern eben – sein eigenes Wort – «großartig». Die «Sakralität des Materiellen»⁶ ist der Grund für die Würde der kleinen Dinge, für die Bedeutung der Details. Brot und Liebe sind gleichermaßen materiell und sakral. Auch das ungeweihte Brot hat die Würde des Sakraments, nicht einmal der käuflichen Liebe kann diese Würde jemals genommen werden.

Ausschlaggebend ist, was die Menschen tun. «Es gibt Nothochzeiten», sagte ich, «wie es Nottaufen gibt»: das antwortet Walter Fendrich⁷ auf die Frage der Zimmerwirtin, wann er seiner Hedwig denn angetraut worden sei. Sie spendeten sich das Sakrament der Ehe, als es notwendig war. Von Leni Pfeiffer, der Dame im «Gruppenbild», heißt es: «Leni wußte immer erst, was sie tat, wenn sie es tat.»⁸ Sie war deshalb «völlig ungeeignet, irgend etwas zu sublimieren». Katharina Blum verliert ihre (bürgerliche) Ehre, weil auch sie einfach etwas tut, ohne vorsichtig alle möglichen Folgen vorher abzuwägen – nämlich einen jungen Mann zu sich nach Hause nimmt, in den sie sich verliebt hat.

«Engel – wenn Du ihn suchst / er ist Erde», so beginnt eines der wenigen veröffentlichten Böll-Gedichte.⁹ Gerade seine engelhafteren, «madonnenhaften» Frauenfiguren – Leni Pfeiffer und Katharina Blum, früher die Hedwig Müller in «Das Brot der frühen Jahre», zu wenig zum großen Unglück ihres Clowns die Marie Derkum aus den «Ansichten eines Clowns» – sind sehr irdische Gestalten. Der Alltag ist ihnen selbstverständlich, die Art, in der sie ein Brötchen essen, Wäsche auswaschen, einen Kranz winden oder sogar autofahren, bringt die sakramentale Dimension des Materiellen zum Leuchten. Aber das ist zu pathetisch ausgedrückt, zu einfach auch, zu ungenau. Böll hat sie ja dargestellt, hat sie erzählt, diese Details, im Guten wie im Bösen. Denn auch die Schuld liegt im Detail, liegt in der Art, wie etwa eine Mutter gegen Kriegsende ihre Tochter dazu zwingt, «freiwillig» zur Flak zu gehen, wie sie ihr Geld und belegte Brote mitgibt, um dann zur Tagesordnung überzugehen: «Sie ist nach Bonn gefahren, um sich bei der Flak zu melden. Schäle den Apfel nicht so dick, Junge, sieh mal hier.»¹⁰ Für diesen Sohn ist nach dem Tod seiner Schwester als Flakhelferin in den letzten Kriegstagen keine Versöhnung mit der Mutter mehr möglich.

«Große Sachen zu bereuen ist ja kinderleicht: politische Irrtümer, Ehebruch, Mord, Antisemitismus – aber wer verzeiht einem, wer versteht die Details?»¹¹, so fragt dieser Sohn, ein Clown – ein von Böll geschaffener Clown allerdings.

Adelheid Müller-Lissner, München

¹ H. Böll, «Zur Verteidigung der Waschküchen» (1959), in: ders., Erzählungen, Hörspiele, Aufsätze, Köln 1961, S. 412–415.

² So nennt es Böll selbst im Gespräch mit Heinz Ludwig Arnold («Im Gespräch: Heinrich Böll», München 1971, S. 59).

³ «Das Brot der frühen Jahre». Erzählung, Köln 1955 (zit. nach der Taschenbuchausgabe: Ullstein-Tb. 239, Frankfurt–Berlin 1959, S. 148).

⁴ «Gruppenbild mit Dame». Roman, Köln 1971 (zit. nach der Taschenbuchausgabe: dtv-Tb. 959, München 1974, S. 178).

⁵ Es trägt den Titel «Engel» und ist erschienen in dem Bändchen «Gedichte», Berlin 1972, S. 11.

⁶ «Ansichten eines Clowns», S. 30.

⁷ Ebda., S. 227.

¹ «Und sagte kein einziges Wort». Roman, Köln 1953 (zit. nach der Taschenbuchausgabe: Ullstein-Tb. 141, Frankfurt–Berlin 1957, S. 114).

² Ebda., S. 93.

³ «Ansichten eines Clowns». Roman, Köln 1963, S. 66.

⁴ Ebda., S. 81.

HINWEIS: *Heinrich Böll, Werke*. 10 Bände, Köln 1977–1979 (umfaßt Romane, Erzählungen, Hörspiele, Theaterstücke, Drehbücher, Essays, Reden und Interviews des Zeitraums 1947–1978); *Werner Martin, Heinrich Böll. Eine Bibliographie seiner Werke* (Bibliographien zur deutschen Literatur 2). Olms 1975 (bis Mai 1973); *H. L. Arnold* (Hrsg.), *Heinrich Böll* (Text und Kritik 33). Neufassung, 3. Aufl., München 1982.

Nicaragua: Den Verblendungsschleier durchstoßen

Wir werden am 22. Juli frühmorgens am Flughafen von Managua empfangen und ganz aufgeregt gefragt, wie man denn in der Bundesrepublik auf das Fasten von Padre *Miguel d'Escoto* reagiere. Etwas beschämt stottern wir herum: Ja, die Nachricht hätten wir im Radio gehört, aber man hätte so etwas besser vorbereiten müssen, spontan lasse sich da schlecht mitmachen. Verlegenheit. Wir fühlen uns ertappt. Ein Außenminister tritt in ein demonstratives Fasten ein, und wir haben wieder einmal Gründe, uns nicht zu beteiligen. Wir Europäer verstehen ja die alte Frage «Was tun?» verengt meist als die Frage «Was organisieren?» – und tun nichts.

Das Fasten von Miguel d'Escoto

An diesem 22. Juli ist Padre Miguel d'Escoto fünfzehn Tage lang hintereinander bei dem, was er «Ayuno por la paz, por la vida y en repudio al terrorismo del gobierno norteamericano» nennt – als ein «Fasten für den Frieden, das Leben und eine Ablehnung des Terrorismus der nordamerikanischen Regierung». Padre Miguel d'Escoto, Außenminister Nicaraguas, hat für die Zeit seines Fastens sein Regierungsamt niedergelegt. Er ist zu diesem Zeitpunkt – am 16. Tag des Fastens – schon so geschwächt, daß er nur noch in einem Schaukelstuhl sitzen kann. Wir sprechen mit ihm, er muß seine Stimme schonen, er flüstert in das Mikrofon: «Das Fasten steht in einer sehr alten jüdisch-christlichen Tradition», sagt Miguel d'Escoto. Wie um die Mißverständnisse bei denen zu vermeiden, die nicht aus dieser Tradition kommen, fügt er hinzu: Er wolle damit nicht die Tradition der anti-imperialistischen Kämpfe außer Kraft setzen. Aber als Pater und Politiker hat er diesen Weg gewählt: nicht den Hungerstreik als politisches Druckmittel mit ultimativem Ziel und Datum, sondern das Fasten, «ayuno». Die körperliche Übung soll ihn und alle, die mit-fasten, für die Wahrnehmung der eigenen Sünden und der sündhaften Zustände der Erniedrigung, der Bedrohung, der Folterung von Menschen bis zum brutalen Mord frei-machen. Miguel will Aufmerksamkeit frei-fasten für das Los, die Not der Menschen in seinem Land, die unschuldig in die Schußlinie der «Contras» gekommen sind. Als wir ihn am 23. Juli sehen, ist er sehr geschwächt, aber in seiner Überzeugung gestärkt, für sich und die vielen, die seine Übung mit-machen, die Realität seines Landes und der Not der Nicaraguaner erkennbar zu machen.

Miguel d'Escoto hat sich mehr Wirkung versprochen, sieht er dieses Fasten doch als die ganz andere und letzte Möglichkeit an, den Verblendungsschleier zu durchstoßen, den die politische Analyse und das realpolitische Kalkül über das Schicksal der unter die Räder der Kriegsmaschinerie Geratenen legen. Nicaragua ist jetzt in die unerbittlich mahelnden Mühlen des Ost-West-Konflikts geraten und erwartet so viel von einem *geeinten Europa*, daß es uns Europäer beschämt. Wäre Europa jetzt präsent mit *einer* Stimme, könnte es zu den eigensüchtigen Supermächten in Ost und West (ohne diese in jeder Beziehung zu parallelisieren und auf eine Stufe zu stellen) eine Alternative, ein Angebot für Nicaragua bilden. In der Frage Nicaragua sind Bonn und Paris überkreuz, bei anderen Regierungen ist die Tendenz lustlos: Wer wird sich schon gegen den großen Partner USA ohne Not richtig wehren. Europa hat bisher eine Chance verpaßt – es ist fraglich, ob es sie noch wird nutzen können.

Als Christen haben wir uns jedenfalls zu fragen: Wo in der Welt wird mit *religiösen* Mitteln gegen Unterdrückung und Terror demonstriert, wo wird von Politikern und Machtträgern in so eindrucksvoller Weise eine Zeit lang auf die Insignien und die Demonstration der Macht verzichtet, um in der relativen Ohnmacht des eigenen Nahrungsentzugs sich einer bestimmten Anklage und dem Protest gegen das zu verschreiben, was gegen die «hermanos» und «hermanas» – die Bezeichnung «Brüder» und «Schwestern» erhält hier einen neuen Klang – im eigenen

Lande geschieht? – «Wir leiden», sagt Padre Miguel, «seit dem Sieg der sandinistischen Revolution und besonders seit Reagans Regierungsantritt unter dem staatlichen Terrorismus. Durch diesen systematischen und täglich erfahrbaren nordamerikanischen Terrorismus werden unsere Brüder und Schwestern getötet, massakriert, gefoltert und entführt. Das alles hat Tausende von Opfern gekostet. Wir haben mit allen möglichen Mitteln versucht, eine Verständigung mit den USA herbeizuführen ...»

Als Besucher aus der Bundesrepublik, zu Hause skeptisch gemacht gegen solche Mitteilungen, wird man hier hellhörig: Weshalb sollte dieser Pater und Außenminister die Unwahrheit sagen? Wir fahren am nächsten Tag in den Norden, in die Gebiete, in denen die «Contras» auftauchen, um uns selber ein Bild zu machen, wie sie – angeblich auch eine «Bewegung» (des Volkes) – es treiben. Vorher erfahren wir noch, daß auch gegen Padre Miguel schon einmal seitens der «Contras» geplant war, ihn bei einem Attentat in die Luft zu sprengen. Der «Contra»-Führer Jorge Ramirez Zelaya hat es im Gefängnis in Managua ausgeplaudert: «Mir wurden verschiedene Persönlichkeiten zugewiesen, gegen die ich Attentate organisieren sollte, wie den Pater d'Escoto, den Außenminister, und Nora Astorga, die stellvertretende Außenministerin. Pater Ernesto Cardenal gehörte auch dazu.» Zelaya fügte in seiner Zeugenaussage hinzu: «Cardenal und d'Escoto sind Mitglieder der sandinistischen Regierung, und Geistliche haben nun mal keine Regierungsämter zu übernehmen, in keiner Regierung der Welt. Mit dem Attentat sollte Chaos erzeugt werden, damit diese Personen, die Regierungsämter bekleiden, die Finger davon lassen.»¹

Revolution und Alltag

Padre Miguel ist beliebt. Treten die Regierungs- und Junta-Mitglieder auf, so geben sich die meisten «militärisch», Miguel aber wie übrigens auch Vizepräsident Sergio Ramirez erscheinen in Zivil. Man kann sich bei diesem Anblick seine Gedanken machen über den Weg von Befreiungskampf und Revolution zur Veralltäglichen und Trägheit einer Bewegung sowie über eine von oben angeordnete «Dauermobilisierung», die vergeblich versucht, dem Trägwerden entgegenzusteuern. Wie könnte das Regime den Menschen mal eine Atempause gönnen und sie nicht andauernd durch Appelle und Aufforderungen an allen Häuserwänden, aus allen Radiokanälen und von allen Straßenecken irritieren? Die immerwährende Aufforderung zum Heroismus und zur «lucha continua» hält kein Volk der Welt auf Dauer aus.

Was uns die Teilnehmer an der bombastischen Demonstration zum 6. Jahrestag der Revolution und Befreiung des Volkes Nicaraguas von der Tyrannei des Diktators Somoza (19. Juli 1985) berichten, ist symptomatisch: ein erstaunliches Abflauen des Enthusiasmus, Nüchternheit. Die Bewegung hat wirklich 500000 Menschen auf dem Platz des 19. Juli zusammengebracht, aber viel Spontaneität ist in entfernten Landesteilen organisiert und «befohlen» worden. Nicht mit Gewalt! Aber zwischen der spontanen Teilnahme an einer Demonstration und der lang geplanten Organisation von Bussen und anderen Transportmitteln zur Teilnahme ist schon ein kleiner Unterschied. Dennoch: Die Großzügigkeit des Lebens und Treibens – das sich Zeitungsleser in Westeuropa ja schon fast in den Farben und Grautönen eines Ostblocklandes ausmalen – wird am Ende dieser Demonstration überdeutlich. Das Volk zerstreut sich, langsam formiert es sich zu Tanzgruppen, tanzt rhythmisch und singt, gestikuliert – zu was wohl? Zu dem überlaut und majestätisch aus dem Lautsprecher dröhnenden Song des

¹ Zitiert nach: Dieter Eich/Carlos Rincon, *Die Contras*. Hamburg 1984, S. 44. Das Buch, eine reine Dokumentation, ohne jeden Kommentar, ist bisher in der Bundesrepublik nicht beachtet worden; es kommt in diesen Wochen in den USA englisch heraus. Vgl. auch das in der neuen Edition *Nuevo Hombre*, Wuppertal 1985, herausgekommene Büchlein «Reagans Freiheitskämpfer – Terroristen im US-Sold», weniger Dokumentation als vielmehr die Konterfeis der Contra-Führer beschreibend, nicht immer in allen Einzelheiten genau recherchiert.

«Live Aid»-Concerts der US-Sänger, komponiert für die Afrika-Hungerhilfe: «We are the world, we are the children ...» An vielen Orten, im Radio, in Kneipen habe ich diesen Song so oft gehört wie nie zuvor in der Bundesrepublik.

Gemeinde in bedrohter Zone

Das schlichte blaue Plakat mit der Ankündigung des gemeinsamen Fastens mit Padre Miguel «Für den Frieden und gegen den Terrorismus» hängt auch an der Türe der Holzbretterbude, die in *Waslala*, der 4000-Einwohner-Stadt an der Grenze der beiden Provinzen Matagalpa und Zelaya, als Kirche dient. Der Pfarrer dieser Gemeinde, in der fast ausschließlich Campesinos, Kleinbauern, leben, ist ein deutschstämmiger brasilianischer Franziskaner: Padre *Osman Pedro Müller*, vorbildlich in seiner Haltung als Priester und Mitbruder. Er stellt sich nicht quer zu der interessanten und – wie er findet – weiter «großzügigen» Entwicklung im Lande, in der die Kirche trotz der vehementen Gegnerschaft in der höheren Kirchenhierarchie einen relativ großen Freiraum hat. Er steht dazu, hat gute Kontakte zu den Autoritäten, auch zu der «Frente Sandinista».

Padre Osman sagt uns im kleinen Kreis am Abend ganz bekümmert: Da er als Priester nicht ablehnend zu der Entwicklung im Lande stehe, werde er von Brüdern der eigenen Kirche als «Moskowiter» und als «Sovietico» beschimpft, aber das sei alles albern. Er selbst macht seinen Campesinos am frühen Morgen um 6 Uhr im Gottesdienst nur den Vorschlag, an einem der nächsten Tage das Fasten des Padre Miguel mitzumachen. Es wird hin und her geredet, jeder hat das Wort, jeder ist mal Redner, die Menschen in Nicaragua sind die geborenen Rhetoren. Zwischendurch werden wir zwei Deutsche in der Kirche gefragt, was wir denn hier in Waslala tun: Wir erklären radebrechend, daß wir hier sind, um das Hospital in Waslala mit einem Chirurgen und einem kleinen Mediziner-Team des Komitees Notärzte zu verstärken.

Tage später stellt uns Padre Osman Müller seinen Chef vor: den Kapuzinerbischof von Bluefields (Provinz Zelaya, Atlantikküste), *Salvador Schlaefer*, einen Amerikaner. Die beiden demonstrieren beispielhaft das, was der Kirche in Nicaragua leider empfindlich fehlt: der Dialog und das selbstverständliche Bedürfnis, sich auch dann noch auszutauschen, wenn man grundsätzlich verschiedener politischer Meinung ist. Osman Pedro Müller hat ein gutes Verhältnis zu seinem Oberhirten, der auch ihn als einen großartigen Seelsorger seiner Gemeinde kennt und schätzt. Bischof Schlaefer nimmt im Kampf der Kirche mit der Regierung eine Zwischenposition ein. Er geht nicht auf vollen Konfrontationskurs mit der Regierung, gibt unumwunden zu, daß die sandinistische Regierung «viel Gutes» erreicht habe, er nennt die Gesundheitsfürsorge, die Alphabetisierung. Er meint aber zugleich, daß jetzt zu vieles – zumal in den Schulen – ideologisiert werde. Schlaefer wurde im April auf der Straße Waslala-Matagalpa von den Contras überfallen, wobei er einen Streifschuß abbekam. Schlaefer sprang bei dem Überfall aus dem Wagen, rief laut: «Ich bin doch Euer Bischof», worauf sich die Contras entschuldigten. In Managua dann gab Schlaefer Erklärungen ab, die offen ließen, wer ihn überfallen habe: die Contras oder Regierungstruppen ... (so berichtet irritiert die ökumenische Zeitschrift «Amanecer» vom Mai 1985).

Die «Contras»: wie einzuschätzen?

Wie brutal diese Contras vorgehen, habe ich selbst in großen Teilen des Landes mit eigenen Augen gesehen. Die Zerstörungen von materiellen Werten sind dabei noch zu vernachlässigen angesichts der wahllosen Terrorbrutalität gegenüber der Zivilbevölkerung. Etwa 20 km von der Stelle, an der wir bei unserer Fahrt von Waslala nach Matagalpa an einem großen Straßenschild am 27. Juli zum Photo posierten, wurden eine halbe Stunde später acht Frauen und Mütter umgelegt, 18 Männer,

z. T. Soldaten, schwerverletzt ins Hospital nach Matagalpa gebracht. Wir wissen: Es hätte auch uns treffen können.

Die «Contras» zerstören (bisher geschätzter Schaden für Nicaragua: 200 Mio. Dollar) mit Vorbedacht die bescheidene Infrastruktur: 14 vierradangetriebene LKWs und 18 Traktoren lagen an einem Platz bei Zinica, östlich hinter Waslala: Ein Raketenangriff hatte alle zeretzt (ein LKW hat einen Wert von knapp 100000 DM). Zivilisten werden ermordet, Männer mitgenommen, um sie zwangszurekrutieren. In La Posolera, westlich von Waslala, erzählt uns Bruno, den ein Contra-Angriff aus dem Norden vertrieb: «Meine Frau kämpfte, mein kleiner Sohn ebenfalls. Nachdem die Contras beide umgebracht hatten, drangen sie ins Haus ein und entführten meine anderen Kinder. Das Kleinste war sieben Monate. Sie entführten sechs Kinder. Als der Überfall geschah, war ich nicht da.»

Was man somit an Contra-Aktivitäten sehen kann, läßt keinen Raum für mildernde Einschätzungen: Es ist eine Mord- und Terrorbande. Sie darf nicht den humanitären Ehrentitel einer «Befreiungsbewegung» führen. Sie ist auch nicht einmal im originalen Sinne des Wortes eine Guerillabewegung; eine solche schwimmt in der Bevölkerung wie ein Fisch im Wasser. Sie kann nur als Terrororganisation gelten, für mich vergleichbar der «Moçambiquanischen Widerstandsbewegung» (MNR), die – von Südafrika finanziert und ausgehalten – in Moçambique überall für Gewalt, Einschüchterung, Mord an wahllos jedem sorgt und alle Infrastrukturen mit Einschluß von Krankenstationen zerstört. Die Contras haben auch keinen Rückhalt in der Bevölkerung – was nicht heißen soll, die Bevölkerung stände wie ein Mann hinter dem Sandinistenregime. Nein, eine Bewegung, die bewußt die Zivilbevölkerung schonen, bewußt die Gesundheitsstationen von Angriffen ausnehmen, niemals einen zivilen Lastwagen und Zivilisten in den Dörfern überfallen würde – geschweige denn ein Passagierschiff auf dem Rio, auf der Fahrt nach Bluefields (Folge: 5 Tote) –, eine solche Opposition hätte einige Aussicht auf Unterstützung seitens eines Teils der Bevölkerung. Die Contras aber bewirken nur Schrecken und Verzweiflung. Sie strangulieren buchstäblich das Volk, damit ihm, seinem Unabhängigkeitswillen, die Luft ausgeht.

In den bedrohten Gebieten um Waslala/Matagalpa verabschiedet man sich mit dem Gruß: «Auf Wiedersehen, wenn sie mich nicht töten.» Da in der Bundesrepublik und weithin in Westeuropa immer selbstverständlicher von «Bürgerkrieg» in Nicaragua berichtet wird, da man so tut, als ob das Land selbst zwischen Sandinisten/Regierung einerseits und Contras/Opposition andererseits auseinanderfalle, wird es höchste Zeit, die «Contras» als die zu benennen, die sie wirklich sind: Terroristen und bezahlte Mordbanden, klassische Legionäre oder Mercenarios (Söldner), die, von der US-Regierung mit einigen Millionen Dollar ausgerüstet, in das Land von außen einbrechen. Überall auf der Welt wird das unzweideutig Aggression genannt; derjenige, der den Krieg von außen bringt oder unterstützt, heißt «Aggressor»; mit manchen solcher Aggressoren bricht man die diplomatischen Beziehungen ab.

Im Falle Nicaraguas steht alles und dazu noch die Verhältnismäßigkeit auf dem Kopf: Die USA sind juristisch Aggressor und halten zugleich diplomatische Beziehungen mit Managua aufrecht. Die deutsche Bundesregierung und die belgische Regierung haben die Entwicklungshilfe für Nicaragua gestrichen, weil das Land nicht mehr ganz seinen eigenen sandinistischen Entwicklungszielen folgt: gemischte Wirtschaft, Blockfreiheit, freie Meinungsäußerung, freie Wahlen, kurz: immer noch keine Musterdemokratie wird. Dafür wird das Land bestraft – und die Bestrafung selbst enthält ein Element von dem, was man in der Soziologie «self-fulfilling prophecy» nennt. Das Embargo und der Abbruch der Hilfe aus der Bundesrepublik wie aus Belgien zwingen das Land natürlich erst recht, nach Moskau und zum Ostblock zu schielen und sich dort den Ersatz für die dringend benötigte Hilfe zu besorgen. Staatspräsident *Daniel Orte-*

ga tat als verantwortlicher Chef seines Landes in dieser Situation das einzig Mögliche, als er im Mai 1985 in Moskau um Unterstützung bat – und sie bekam: 80% des Ölbedarfs Nicaraguas werden von der Sowjetunion gedeckt, die Transportmittel stehen im Lande nicht still und die mit Öl erzeugte Elektrizität fällt nicht aus, wie es die USA wohl erwartet hatten, weshalb die Nicaraguaner jetzt eine Blockade befürchten. Bedrohlich steht jetzt schon der Flugzeugträger «Dwight D. Eisenhower» in der Karibik vor den Toren von Corinto, dem einzigen Handelshafen des Landes. Die Reise Ortigas nach Moskau wird aber in Westeuropa mit einem kindischen «Ätsch, haben wir es doch gesagt!» quittiert ...

Autochthone Entwicklungsarbeit – wie unabhängig?

Nicaragua ist ein Entwicklungsland mit Erfolgen und Fortschritten, um die man das Land beneiden kann. Im Gesundheitsbereich (das Budget des Gesundheitsministeriums ist das zweithöchste mit 12% nach dem leider 40% hohen Budget der Verteidigung) hat man mit einem festen Medikamentensatz ausgestattete Stationen bis in das letzte kleine Dorf gebracht, mit jeweils einer Krankenschwester, die eine «Barfuß»-, also Elementarbildung hat. Die Krankenhäuser sind gut geführt, präventive Medizin wird mit Vorrang betrieben, kurative nicht vernachlässigt. Im Schulbereich ist eine erstaunliche Alphabetisierung erreicht worden. Die Lernbereitschaft der Menschen wurde intensiv und nach der Methode Paulo Freires gefördert. Entwicklungsarbeit in diesem Land macht deshalb Freude, weil es nur wenige Länder gibt, in denen man – realistisch kalkuliert – das Programmziel aller Entwicklungshilfe auch erreichen kann: «Hilfe zur Selbsthilfe». Natürlich ist hier nicht alles Gold, was glänzt. Aber die Prioritäten sind klar auf die Förderung der Campesinos, der Kleinbauern, gerichtet, worauf man in den afrikanischen Hungerländern immer noch warten kann. Außerdem exportiert Nicaragua erst dann Nahrungsmittel, wenn die Versorgung der eigenen Bevölkerung mit Grundnahrungsmitteln gesichert ist. Würden sich die Regierungen in Äthiopien, Somalia und im Senegal so verhalten, wäre die Hungerkatastrophe 1984/85 nicht derart verheerend ausgefallen.

In anderen Bereichen hat sich der Staat in zu starke Abhängigkeit von Ostblockstaaten begeben. Die Staatssicherheit wird in Nicaragua von der DDR aufgebaut. Die Kontrollen am Flughafen in Managua sind minutiös denen in Ost-Berlin-Friedrichsstraße oder am DDR-Flughafen Schönfeld nachgebildet. Schon heute ist es für die Menschen nicht immer opportun, alles zu sagen. Daß Horst Gothe von der «Stimme der DDR» die einheimischen Journalisten in Matagalpa ausbildet, erstaunt, denn Nicaragua kennt (noch?) nicht die Reglementierung, die zur Herausgabe einer so langweiligen Zeitung wie des SED-Zentralorgans «Neues Deutschland» disponiert. Das überrascht, und es könnte Nicaragua auf die Dauer ein gut Teil der bisherigen Attraktionen kosten.

Trotz solch partieller Blockabhängigkeit will Nicaragua als Entwicklungsland weitmöglichst auf eigenen Füßen stehen. Dona Victoria Urquijo, die Frau des vor kurzem bei einem Einsatz in den Contra-Regionen umgekommenen Comandante Enrique Schmidt, Abteilungsleiterin in der MINSA, dem «Ministerio de Salud», spricht mit uns über das Konzept eines Gesundheitsprojektes in der Region Waslala. Das ist ein anderes Gespräch als das, welches ich in vergleichbarer Situation in Kampala, in Mogadiscio, in Ndjamena, in Khartum führen würde und geführt habe. Da sitzt jemand, der auf Hilfe angewiesen ist, sich aber genau und sorgfältig prüfend fragt: Was ist das Richtige und Vernünftige für unser Volk in dieser konkreten Situation, für die Campesinos in den Dörfern in und um Waslala? Es gibt feste Konzepte, die für den Gesundheitsdienst erarbeitet wurden. Wie wenig diese Konzepte auf dem Papier stehen, wird uns beim Besuch in den abgelegenen Zentren klar: In jedem kleinen «asentamiento», also jeder einfachen Ansiedlung von «deplazados», von Umgesiedelten aus den Grenzre-

gionen im Norden, ist das «Centro de Salud» nicht ein fiktiver, sondern ein schon bestehender Posten. Es wäre für alle, die nach Nicaragua kommen, gut, wenn sie erst einen Vorbereitungskurs auf die Arbeit in der Dritten Welt in einem anderen Land mitmachen könnten, um nicht blind zu werden für die Erfolge und Leistungen Nicaraguas.

Vielleicht gibt es eine heimliche, uneingestandene Wut der Europäer, daß sie hier helfen sollen, aber nicht unter von ihnen verfügbaren und diktierten Bedingungen. Wir sind hier nicht mehr Vorbild und Modell, sondern eher Abschreckung. Der Experte, der hier mit den Wohlstandsansprüchen und dem Besitzdenken eines üblichen Experten einer UN- oder Staatsorganisation hereinkommt, ist so «daneben» wie überall – nur wird es ihm hier bewußt gemacht, daß er fehl am Platz ist, und das verletzt und beschämt.

Die Bundesrepublik hätte 1981 einen guten Teil des Alphabetisierungswerkes mitbeeinflussen können, sie wurde vom Ministerium um 200 Lehrer gebeten. Vizeminister Miguel de Castilla meinte gegenüber den Vertretern des Bonner Ministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit offenerherzig: «Gibt es in der BRD nicht Lehrer unter den Exilchilenen oder andere spanisch sprechende Lehrer?» Ein Deutscher gibt die Frage an den damals gerade in Nicaragua weilenden SPD-Minister Otfergeld weiter. «Man rechnet mir vor, ein deutscher Lehrer würde im Ausland jährlich etwa 150000 DM kosten, dies ergäbe auf 200 Lehrer umgelegt – eine astronomische Summe.»² Diese Lehrer müßten, versuchte Jürgen Zimmer dem Minister damals klarzumachen, in freiwilligem Einsatz unter gleichen Bedingungen wie die Kubaner arbeiten. Die 200 Lehrer wurden abgelehnt, statt dessen wurde Verdacht über den Kubaner Einfluß auf das nicaraguanische Erziehungsmodell ausgestreut.

² Jürgen Zimmer, Pädagogik der Befreiung. München 1983, S. 27.

Kirche und Staat

Dorothee Sölle/Horst Goldstein
«Dank sei Gott und der Revolution»
Christen in Nicaragua (5438)

Dorothee Sölle
Im Hause des Menschenfressers
Texte zum Frieden (4848)

Bensberger Kreis (Hg.)
Frieden – für Katholiken eine Provokation?
Ein Memorandum (5114)

Klaus Ehring/Martin Dallwitz
Schwerter zu Pflugscharen
Friedensbewegung in der DDR (5019)

Heidelberger Friedensmemorandum
aus der ev. Studiengemeinschaft
hrsg. von Klaus v. Schubert (5342)

Siegfried Rudolf Dunde (Hg.)
Katholisch und rebellisch
Ein Wegweiser durch die andere Kirche
(5351)

Herausgegeben von
Freimut Duve



C 2135/2



5536



5626

Beim Vergleich mit anderen Entwicklungsländern³ können Rolle und Gehaben der *Militärs* nicht übersehen werden. Die Armee ist in den Ländern der Dritten Welt der sensibelste und gefährdetste Teil aller Staatsinstitutionen, oft mehr ein Staat-im-Staat.

Da gab es für mich in der Kneipe von Waslala, in der wir jeden Morgen und Mittag die unvermeidliche Reis-Bohnen-Portion mitsamt einem Malzkaffee verzehrten, ein Schlüsselerlebnis: Es kommt ein bewaffneter *Compañero*, «militar armado», herein; er setzt sich an einen Tisch, bestellt sich sein Essen, isst und schwätzt mit seinen Tischnachbarn und – ich traue meinen Augen nicht – zückt sein Portemonnaie und zahlt. Aus Uganda ist mir die Szene unvergeßlich: Soldaten kommen mit lässig gehaltener Kalaschnikoff in einen Laden, der Besitzer bietet ihnen in vorweggenommener Panik alles, was sie wollen, und zwingen den Mann, die Sachen in einen Sack zu stecken und zum Jeep zu bringen, den sie einer Hilfsorganisation gestohlen haben. Auch in Zaire nimmt sich der Soldat, was er braucht, er wird selten oder nie bezahlen. Die Bevölkerung ist schon froh, wenn die Soldaten nichts weiter tun als rauben.

Eine schmerzlich zerrissene Kirche

Für Unternehmungen in Afrika brechen wir vom Komitee Notärzte in dem Bewußtsein auf: Wenn alle Behörden versagen, können wir wenigstens noch zur Missionsstation gehen. So gab es in Uganda in einer Zeit der Staatsanarchie wenigstens noch die «Verona» und die «White Fathers». In Simbabwe blieb bei Beginn der Fluchtwelle von verhungerten Mosambikanern noch die Jesuitenstation Marymount, wo man mit den Mitteln der Logistik, die dort ein Bruder Gabriel aufgebaut hatte, weiterarbeiten konnte. Ja, dort gibt es immer wieder erstaunliche Patres, die ein inniges, oft fast symbiotisches Verhältnis zu der einheimischen Bevölkerung haben und schon so lange im Lande und bei dem Stamm sind, daß sie Generationen über Generationen persönlich kennen. Das ist hier in Nicaragua anders; als Helfer von außen erfahren wir eine schmerzlich zerrissene Kirche: eine Kirche, die größte Chancen hat, aber in der Angst und von der Angst lebt, einige Besitztitel und Ansprüche zu verlieren. Dabei ist der eigene Weg Nicaraguas zur Entwicklung nicht entfernt in dem Maße atheistisch und totalitär geprägt, wie das bei einschlägigen Regimes in Ländern Osteuropas der Fall ist.

Auch hat das Land sein Voranschreiten in Schritten organisiert, manchen waren die Schritte aber doch zu spornstreichs. *José Argüello* vom ökumenischen «Centro Valdivieso» erläutert uns die wichtige Differenz Europa/Nicaragua: «Wir haben

keine säkularisierte Epoche erlebt, wir hatten nur eine kurze hektische Phase von 1899 bis 1909, als man unter dem Präsidenten Zelaya eine gewaltsame Trennung von Staat und Kirche vornahm, alle Orden aus dem Land geworfen wurden und die Priester nicht mehr in ihrer Kleidung auftreten durften.» Nicaraguas Kirche erlebt die Sandino-Revolution in der Furcht, daß sich die Zeit Zelayas wiederholen könnte. Genauer gesagt: ein Teil der Kirche, ein anderer setzt weiter größte Hoffnungen auf die eigenständige Entwicklung.

Am Flughafen A. C. Sandino, am Abend des 28. Juli 1985, bemerken zwei Katholiken, daß sie als Abholer je auf einen ausländischen Bischof ihrer Kirchenfraktion oder ihrer Theologie warten. Da war José Argüello zum Flughafen geeilt, um den Bischof von São Félix do Araguaia (Mato Grosso), Msgr. Pedro Casaldáliga, und den Assistenten von Kardinal Evaristo Arns von São Paulo abzuholen. Während José an der Flughafenabsperzung steht, entdeckt er, daß in der gleichen Reihe der Priester *Bismarck Caballo*, Pressesprecher des Erzbischofs und Kardinals von Managua, ebenfalls auf einen Bischof wartet. Der kommt mit einer anderen Maschine aus Venezuela und will Caballos Chef, Kardinal *Obando y Bravo*, besuchen. Beide Besucher wie auch beide Abholer haben wenig bis gar nichts miteinander zu reden – José Argüello bedauert, daß Kardinal Obando y Bravo zu dem Dialog, den er so lebhaft von der Regierung mit den Contras fordert, selber mit den Gruppen in der Kirche, die nicht seiner politischen Meinung sind, nicht bereit ist. Bischof Casaldáliga ist mit einer Solidaritätsadresse von 23 Bischöfen und 200 Organisationen Brasiliens im Koffer gekommen. Er fährt direkt vom Flughafen zu dem fastenden Miguel d'Escoto und bleibt mit ihm zusammen bis zum Abbruch am 32. Tag. Kardinal Obando y Bravo hat in einem Communiqué erklärt, dieses Fasten Miguels sei «pharisäerhaft», denn man solle im Verborgenen fasten ...

Dagegen durfte Miguel in dem ihm überbrachten Brief von Kardinal Arns aus São Paulo vom 23. Juli lesen: «Daß Sie unter den gegenwärtigen Umständen fasten, macht das Gewissen der Welt auf die schwierige Situation aufmerksam, in der sich Ihr Land befindet. Ihr Verhalten ist eine prophetische Geste. Sie prangert alle diejenigen an, die das von der Sandinistischen Revolution gesäte Samenkorn eines neuen Lebens zertreten wollen.» Und der Generalobere der Ordensgemeinschaft Maryknoll, Pater William Boteller, kam nach Managua, um das Fasten seines Mitbruders zu unterstützen: es sei «ein wertvoller Beitrag zum Frieden und zur Versöhnung in Zentralamerika».⁴

Die Herausforderung an den Westen

Eine «pathologische Obsession» habe die USA und den Präsidenten Reagan gegenüber Nicaragua befallen, meint Padre Miguel d'Escoto. Was sind die Gründe solcher Pathologie, solcher Besessenheit? Der entscheidende Grund: Nicaragua ist mehr als Nicaragua. Es hat sich selbst befreit. Die USA haben sich noch unter Präsident Jimmy Carter Ratschlägen der Länder Lateinamerikas geöffnet. So hat Carter damals die abbröckelnde Macht des Regimes von Anastasio Somoza und dann dessen Sturz anerkannt – widerwillig zwar, weil auch Carter auf die Kommunistenverschwörung fixiert war. Unter Präsident Ronald Reagan gibt es auf alle Initiativen der Contadora-Gruppe (Mexiko, Venezuela, Kolumbien, Panama) nicht einmal die Gnade einer Antwort: die Contadora hat eben im Vorhof der USA weder etwas zu sagen noch sich da einzumischen. Nicaragua steht im Zentrum der größten Herausforderung, die die Welt und der Westen erleben wird – die er aber immer noch lieber halbherzig unter Caritas- und Nothilfe-Gesichtspunkten «erledigen» will. Diese Herausforderung in Zahlen:

Von 1981 bis 1984

– haben transnationale Unternehmen 57 Mrd. US-Dollar aus der 3. Welt abgeschöpft;

⁴ Zitiert nach «El Nuevo Diario», 28. Juli.

³ Vgl. R. Neudeck, Zwischen Verzweifeln und Helfen: Orientierung 1985, Nr. 4, S. 44–47. Ferner das soeben erschienene Buch: R. Neudeck, Afrika, Kontinent ohne Hoffnung? Unsere Hilfe hilft! Bergisch Gladbach 1985, Bastei-Lübbe-Taschenbuch 60132, 285 S.

NOTRE-DAME DE LA ROUTE

So., 13. Oktober (18.00) – Sa., 19. Oktober (13.00)

Ergriffene und Begeisterte

Werkwoche zur Mystik im Christentum und zu Fragen der Gotteserfahrung mit Josef Sudbrack SJ

So., 17. November (18.00) – Sa., 23. November (13.00)

Bruder Jesus

Wie er war – und was er für mich wurde
Ignatianische Exerzitien für alle
mit Hubert Holzer SJ

Anmeldung:

Notre-Dame de la Route, 21, chemin des Eaux-Vives,
CH- 1752 Villars-sur-Glâne/Freiburg, Tel. 037/24 02 21

- belaufen sich die Exportverluste der 3. Welt auf Grund von Preismanipulationen und Marktbeschränkungen (einseitig vom Westen diktiert) auf 180 Mrd. Dollar;
- führen die 3.-Welt-Länder jährlich rund 30 Mrd. Dollar an Lizenz- und Patentgebühren an die Industrienationen ab;
- 1983 haben die Habenichtse der 3. Welt rund 100 Mrd. Dollar an Schuldzinsen an die Großbanken der Industrienationen abgeführt; übrigens sind das 11 Mrd. Dollar mehr, als sie 1983 an Entwicklungshilfe erhielten.

Über diesen Zusammenhang will man im Westen, in Westeuropa und den USA, am liebsten Stillschweigen bewahren und ihn unter der Käseglocke entwicklungspolitischer Sirenenklänge verschlossen halten. Nicaragua hat wie kaum ein anderes Land der sogenannten Dritten Welt (es wären vielleicht noch Algerien und Äthiopien, vielleicht jüngst auch Burkina Faso/Obervolta zu nennen) diesen prästabilisierten Zustand von Ungleichgewicht und Ungerechtigkeit beherzt in Frage gestellt. Das ist es, was Nicaragua gefährlich macht. Deshalb wohl der wütende und, völkerrechtlich gesehen, einzigartige Angriff auf dieses Land. Nicht etwa auf ein Land, in dem die Menschenrechte mit einer Massivität mit Füßen getreten werden wie in Südafrika, in Chile, in Guatemala, in El Salvador, nein, auf dieses kleine, tapfere Land.

Neben der nüchternen Analyse, die notwendig pessimistisch ausfällt, steht unverbunden der notwendige Optimismus, der allein eine humanitäre Aktivität möglich macht und der sich unbeeindruckt sagt: Diese Menschen werden es schon schaffen. Ich habe mich an einigen Sätzen *Immanuel Kants* festgehalten, die ich zufällig unterwegs las: «Die Verstandeswaage ist doch nicht ganz unparteiisch, und ein Arm derselben, der die Aufschrift führt: *Hoffnung der Zukunft*, hat einen mechanischen Vorteil, welcher macht, daß auch leichte Gründe, welche in die ihm angehörige Schale fallen, die Spekulationen von an sich größerem Gewichte auf der andern Seite in die Höhe ziehen. Dieses ist die einzige Unrichtigkeit, die ich nicht wohl heben kann und die ich in der Tat auch niemals heben will.» Woher diese tröstlichen Sätze stammen? Aus den «Träumen eines Geistersehers»!¹

Rupert Neudeck, Troisdorf b. Köln

BUCHHINWEIS: In den nächsten Wochen erscheint von *Teófilo Cabestrero* «Nicaragua: crónica de una sangre inocente» (gleichzeitig auf englisch bei Orbis Books, New York), eine Sammlung von Gesprächen, die Cabestrero mit 60 von Angriffen der Contras Betroffenen geführt hat.

¹ I. Kant, *Träume eines Geistersehers*, erläutert durch Träume der Metaphysik, Königsberg 1766; hier zitiert nach: Kant-Studienausgabe, hrsg. von W. Weischedel, Bd. I, S. 961.

Ringens um Wirklichkeit

Nicht erst mit dem Aufkommen des französischen Strukturalismus ist die Existenz einer einzigen norm- und sinnsetzenden Wirklichkeit radikal in Frage gestellt worden. Das Nebeneinander von Wirklichkeiten ist zu einer Prämisse geworden, ohne die Wissenschaft und Kunst nicht mehr zu denken sind. Das Medium des Films ist prädestiniert, Welt- d. h. Wirklichkeitskonstrukte vorzuführen. Über die Phantasie des Zuschauers werden für 1 1/2 Stunden fiktive Geschichten erlebbare Realität. Die Filmwirklichkeit kann den Zuschauer mitträumen lassen, kann ihn verstören oder auch gnadenlos auf sich selbst zurückverweisen. Im folgenden soll an drei neuen Filmen der drei zeitgenössischen Regisseure Paul Schrader, Jean-Luc Godard und Marguerite Duras anhand der erzählten Geschichten, ihrer Figuren und ihrer Bildsemantiken das Problem der Wirklichkeitskonstitution im Film versuchsweise rekonstruiert werden.

Paul Schrader, bekannt geworden als Drehbuchautor des Kultfilms *Taxi Driver* (1975, Regie: Martin Scorsese), gehört seit seinem Meisterwerk *American Gigolo* (1979) zu den ganz Gro-

ßen des amerikanischen Erzählkinos. Auf die Frage, was zu einem guten Drehbuch gehöre, antwortet er kurz und bündig: «structure, theme and characters». Ausgangspunkt seiner Filme ist der «kleine Mann», der vom «Großen» träumt. In *Blue Collar* (1978) sind es Ganoven, die einen Panzerschrank knacken. Dessen Inhalt bringt ihnen nicht das erhoffte Glück, sondern Gefahr. Am Ende müssen sie vor der Übermacht politischer Intrigen kapitulieren. *American Gigolo* (*Ein Mann für gewisse Stunden*, 1979) erzählt Julian Kays Bemühungen, seine Normalität durch Perfektion zu überwinden. Kay ist professioneller Liebhaber. Erst in der wahren Liebe findet er die Erlösung aus seinem Vollkommenheitswahn. *Mishima*, Schraders neuester Film, setzt sich am radikalsten mit der Wirklichkeitsflucht seines Helden auseinander.

Der japanische Schriftsteller Mishima hat die Fähigkeit verloren, sein eigenes Leben und Tun als wirklich zu begreifen. Wie auch für die andern Protagonisten aus Schraders Filmen gibt es für Mishima nur einen folgerichtigen Ausweg: Er baut um sich herum eine Welt, die nach Maßgabe seiner eigenen Regularitäten funktioniert. Er stilisiert sein Dasein zu einer perfekt gespielten Rolle. Das Spiel ist kurz. Zu schnell durchschauen Schraders Helden die Selbsttäuschung. Zu unbefriedigend sind die Versuche, sich durch Äußerlichkeiten der Existenz zu versichern. Mishima begeht rituelles Harakiri. Bei ihm hat die Realität der Kunst über die Scheinrealität des Lebens triumphiert.

In Schraders Filmen ergibt sich der Impetus zur Geschichte aus der Wirklichkeitsvorstellung des Helden, die sich nicht mit der Umwelt vereinbaren läßt. Die Struktur der Filme formt sich aus der Konfrontation der verschiedenen Wirklichkeitsebenen. In der Eskalation liegt die Möglichkeit zur Befreiung aus der Traumwelt (*American Gigolo*) oder die Vernichtung derselben durch den Tod (*Blue Collar*, *Mishima*). Schrader steht in der klassischen Erzähltradition. Filmische Mittel und Subjekt des Autors ordnen sich der Geschichte des Helden unter. Er allein trägt den Konflikt aus. Der Zuschauer kann sich mit ihm identifizieren.

Spätestens seit *Je vous salue, Marie* (*Maria und Joseph*) ist *Jean-Luc Godard* nicht nur Freunden der französischen Nouvelle Vague bekannt. Bezeichnend für Godards Filmarbeit, die mit *A bout de souffle* (*Außer Atem*) 1960 begann, ist das Aufgreifen von provozierenden Zeitthemen und der Versuch, eine adäquate Filmsprache zu entwickeln. Während bei Schrader erlebte Alltäglichkeit und unerreichbares Ideal aufeinanderprallen, scheint es in Godards neuem Film *Détective* Alltäglichkeit überhaupt nicht mehr zu geben. Bereits der Spielort des Films – ein Hotel – definiert die Filmsituation als außergewöhnlich. Im Hotel wohnt, wer unterwegs ist; wer unterwegs ist, ist nicht daheim. Trotzdem wohnen Godards Figuren scheinbar immer im Hotel. Der Ausnahmezustand wird zum wirklichen Leben, die Kinogeschichte zur Alltagshandlung: mysteriöse Mafiageschäfte, eine Frau zwischen zwei Männern, Entführung, Mord. Wie dem Produzenten versprochen, hat Godard in *Détective* nur klassische Gangsterthemen in Szene gesetzt. Aber wie er das gemacht hat, wird dem Produzenten nicht gefallen haben.¹

Zerrissener Wirklichkeitsfaden

In kaum nachvollziehbarer Geschwindigkeit verfolgt der Film die Geschichten verschiedener Figurenkonstellationen. Die angesprochenen Zwischenbezüge verwirren eher, als daß sie Klärung bringen. In einer Welt des Chaos kann sich kein Sinn mehr konstituieren. Jede Figur hat nur Sinn in sich, damit keinen Sinn für andere. Erkenntnis wird ebenso ausgeschlossen

¹ Der Film hat bislang noch keinen Verleiher in Deutschland gefunden. Neben den Filmen von Duras und Schrader wurde er am Münchener Filmfest (22. bis 30. Juni 1985) gezeigt. In 11 thematischen Komplexen wurden 200 Filme gezeigt, mit ungewöhnlichen Schwerpunkten: osteuropäische Filme und off-Hollywood-Produktionen, der sogenannte Independent Film aus New York (Festivalsleiter: Eberhard Hauff).

wie Verstehen. Trotz vielen Redens findet keine Kommunikation statt. Entscheidungen werden getroffen, um im nächsten Moment wieder geändert zu werden. Nur die Metaebene des Mediums bietet einzelnen Figuren noch einen Halt.

Jean-Pierre Léaud beobachtet die Straße unter dem Fenster über das Videobild im Fernsehen, Nathalie Baye blättert permanent in einem Buch. In den willkürlich aufgeschlagenen Sätzen glaubt sie eine Antwort auf ihre Fragen zu finden. *Détective* macht Angst: Die Figuren sind sich ihrer Außergewöhnlichkeit nicht bewußt. Sie handeln «normal», und doch ist ein normales Miteinander der Handelnden nicht möglich. Ansätze zur Kommunikation ersticken im Keim. Der zerstörerische Zufall dirigiert die Handlung und lenkt sie in eine inszeniert wirkende Katastrophe.

Auch am Schluß läßt Godard seine Wirklichkeitskonstruktion offen: War der Mord echt? Hat er der Entführungsgeschichte ein Ende gesetzt oder ist der Protagonist für den Film, weil der zu Ende sein muß, gestorben? Der Schluß macht deutlich: Bei Godard ist Wirklichkeitsdarstellung nicht mehr komplementär zu einer sinnvollen und stringenten Handlung. Leerstellen und Wirklichkeitsfragmente bringen Godards eigene Unfähigkeit, Wirklichkeit als sinnhaftes Ganzes zu erleben, explizit in den Film mit ein. *Détective* ist Godards schnellster Film. Er hetzt in einer Geschwindigkeit davon, daß es unmöglich ist, die Verstärkstücke zu einer logischen Handlung zu ordnen. Es wirkt so, als ob Godard um dieses kleine Stück konstruierter Hotel-Wirklichkeit Angst hätte, als ob in einer kleinen Verweilpause die Realität verhängnisvoll einbrechen und alles zerstören könnte.²

Godard versucht, die ihm entgleitende Wirklichkeit durch Geschwindigkeit, Bewegung und Handlungsfülle zu fixieren. *Marguerite Duras* dagegen verlagert das gleiche Problem in ihrem neuen Film *Les Enfants* in die Hauptfigur, den siebenjährigen Ernesto.³ An seinem ersten und einzigen Schultag glaubt

² Zum Film *Détective* vgl. auch ein von Alain Bergala, Pascal Bonitzer und Serge Toubiana geführtes Interview mit *Jean-Luc Godard*: La Guerre et la Paix, in: Cahiers du Cinéma No. 373 (Juni 1985) S. 60-65.

³ Auf literarischem Gebiet hat Marguerite Duras mit dem Roman *Der Liebhaber* (Frankfurt 1985) den Durchbruch geschafft (Prix Goncourt 1984).

Zur ethischen Diskussion um die Gentechnik

Soweit es heute zu übersehen ist, scheint die Diskussion um die Gentechnik auch in den Streit der Ethiker zu geraten. Während die einen – als Repräsentant sei hier *Franz Böckle*, der Bonner Moralthologe genannt – geneigt sind, die Gentechnik positiv zu beurteilen¹, glauben die anderen – hier repräsentiert durch den New Yorker Ethiker und Philosophen *Hans Jonas* und den Frankfurter Moralthologen *Johannes Hoffmann* –, eher warnen zu müssen.² Sie sehen im wissenschaftlich-technischen Eingriff in die menschliche Erbsubstanz ein Überschreiten der

¹ F. Böckle hat seine Argumente seit 1982 in mehreren Aufsätzen vorgelegt, die sich häufig nur gering unterscheiden. Ich beziehe mich hauptsächlich auf: Gentechnologie und Fortpflanzungstechnik, Grundlagen und Anwendungen aus ethischer Sicht, in: Lebendiges Zeugnis, Jg. 40, H. 1, März 1985, S. 35-48. Vgl. aber auch: Grundlagen einer Ethik des Lebens, in: Stimmen der Zeit, Bd. 200, H. 12, 1982, S. 795-811; Wissenschaft und Ethos, in: Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, hrsg. v. F. Böckle u. a., Bd. 20, Freiburg 1982, S. 119-147 (zusammen mit A. W. v. Eiff); Genetische Eingriffe und menschliche Personalität, in: Herder Korrespondenz, Jg. 39, H. 1, 1985, S. 31-34.

² Ich beziehe mich hauptsächlich auf: J. Hoffmann, Darf die Medizin, was sie kann? Möglichkeiten der modernen Reproduktionsbiologie und Gentechnologie aus theologischer Perspektive, in: Korrespondenzblatt, hrsg. vom Sozialdienst katholischer Frauen, Dortmund, H. 4/1984, S. 10-29, und H. 1/1985, S. 10-31; H. Jonas, Technik, Ethik und biogenetische Kunst, Betrachtungen zur neuen Schöpferrolle des Menschen, in: Die Pharmazeutische Industrie, Jg. 46, H. 7, 1984, S. 3-19 (Sonderdruck); auch erschienen in: Internationale katholische Zeitschrift, Jg. 13, 1984, S. 501-517.

er die Wahrheit erkannt zu haben, daß es für ihn einen allgemeingültigen Sinn nicht gibt: Gott existiert nicht mehr; in der Welt steckt ein Fehler. In einem Blitzstudium hat Ernesto sich innerhalb von fünf Monaten durch alle Wissenschaften gelesen, ohne das fehlende Glied entdeckt zu haben. Seine Befürchtung hat sich bestätigt: «Cela ne vaut pas la peine». Trotzdem ist *Les Enfants* nicht ohne Hoffnung. Die Figuren in Ernestos Umgebung, die einfachen und verständnisvollen Eltern, der Lehrer und der Journalist, werden durch die Radikalität von Ernestos Verweigerung aus ihrer gewohnheitsmäßigen Lethargie aufgeschreckt. In langen Einstellungen auf die karge Einrichtung von Ernestos Heim wird die Leere ins Bild geholt. Nichts lenkt den Zuschauer ab, sich 1½ Stunden mit Ernestos Frage nach Sinn zu beschäftigen. Am Schluß läßt Ernesto alle Akteure zum Kartoffelschälen ein, eine ihm vertraute Tätigkeit seiner geliebten Mutter. Man könnte Duras' Schluß interpretieren als einen Aufruf zur «Sinddiätik» (Odo Marquard): Solange Ernesto sein Handeln darauf konzentriert, den «Letzt-Sinn» zu erkennen (die Wissenschaften werden von Duras als modernes Paradigma des «Letzt-Sinns» zitiert), erfährt er die Welt als sinnlos.

Der größere Publikumserfolg von Schraders Filmen gegenüber denjenigen von Godard und Duras liegt im Gebrauch der filmischen Mittel begründet. Godard und Duras thematisieren durch die filmischen Mittel selbst die für sie zum Problem gewordene Darstellung der Wirklichkeit. Schrader dagegen setzt die Mittel noch auf traditionelle Weise zur Erzeugung von Spannung und zur Entwicklung seiner Geschichten ein.

Nebeneinander stehen der Versuch, eine zeitgemäße Filmsprache zu entwickeln, und der Versuch, mittels traditioneller Erzählhaltungen moderne Themen zur Sprache zu bringen. Wo der eine oder der andere Weg an seine Grenzen stößt, ist hier nicht zu diskutieren.

Angela Schmitt, München

DIE AUTORIN, Magister in Theaterwissenschaft, arbeitet z. Zt. an ihrer Promotion in neuerer deutscher Literaturgeschichte.

1959 schrieb sie das Drehbuch zu Alain Resnais' Film *Hiroshima mon amour*. Seit den 70er Jahren verfilmt sie ihre Bücher in Eigenregie. Die Einfachheit, ja Kargheit ihrer Filmsprache versperrt ihr den Zugang zum großen Kinopublikum.

Grenzen dessen, was der Mensch tun darf. F. Böckle hingegen besteht darauf, daß die entscheidende Grenze zwischen erlaubten und nicht erlaubten Eingriffen sich nicht aus der Methode ergibt. Vielmehr liege der entscheidende Unterschied im Ziel, das man anstrebt; und darüber hinaus seien mögliche Folgen zu beachten.

Ein genaues Hinsehen aber in der Diskussion um die Gentechnik erweist, daß die möglichen Folgen und insbesondere Nebenfolgen, auf die F. Böckle hinweist, die entscheidende Begründung auch für die Position von H. Jonas und J. Hoffmann sind. Die Unterschiede der Positionen ergeben sich nicht, wie das Argument F. Böckles nahelegen scheint, daraus, daß die einen teleologisch und die anderen deontologisch argumentieren. Es geht auf beiden Seiten dieser Auseinandersetzung – soweit sie hier referiert wird – um teleologische Normierung. Worin die Unterschiede in der Beurteilung der Gentechnik liegen und auf welche Gründe sie zurückzuführen sind, soll in der folgenden Untersuchung dargestellt werden.

Neue ethische Dimensionen ...

H. Jonas argumentiert, daß die moderne Technik die Dimension menschlichen Handelns und Herstellens so ins Grenzenlose hat wachsen lassen, daß die Verfahren und Methoden dieser Technik selbst Gegenstand ethischen Nachdenkens werden müssen. Im einzelnen sei erinnert an:

▷ *Nicht-voraussehbare Wirkungen:* Es ist in der ethischen Diskussion sicher unbestritten, daß ein möglicher schlechter Gebrauch einer Fähigkeit, ein Mißbrauch, die Erlaubtheit des Gebrauchs nicht ausschließt. Dieser Satz setzt aber voraus, daß man zwischen gutem und schlechtem Gebrauch ein und derselben Fähigkeit unterscheiden kann. Wie ist es aber, wenn der Gebrauch einer Fähigkeit fernliegende schlechte Nebenwirkungen mit sich führt, die mit den guten nächstliegenden Wirkungen verbunden sind, und wenn darüber hinaus nicht geklärt werden kann, welche Wirkungen auf Dauer dominieren? Dann bleibt die Unterscheidung von Gebrauch und Mißbrauch theoretisch, weil es kein Kriterium für die Unterscheidung gibt. Berücksichtigt man ferner die Langfristigkeit und die kumulative Wirkung der Folgen, so könnte die Gefahr dieser Techniken weniger in ihrem Versagen als in ihrem Erfolg liegen.³

▷ *Zwangsläufigkeit der Anwendung:* Wieder sei zuerst an eine Binsenwahrheit erinnert: Der Besitz einer Fähigkeit ist nicht gleichbedeutend mit deren Anwendung. Doch: In einer Gesellschaft, die die ganze Lebensgestaltung auf die Aktualisierung ihres technischen Potentials aufgebaut hat, gilt diese zunächst evidente Unterscheidung von Besitz und Ausübung einer Macht nur sehr eingeschränkt. Die Erfahrung zeigt, daß neueröffnete Möglichkeiten im Kleinen bald ihre großtechnischen Anwendungen erfahren und durch diese Anwendung zu einem dauernden Lebensbedürfnis werden.

So sind z. B. in den USA seit 1978 ca. 200 Unternehmen gegründet worden, die sich ganz oder zumindest zu einem bedeutenden Teil mit der Gentechnik beschäftigen. Diese Firmengründungen fanden regelmäßig unter Beteiligung von Wissenschaftlern statt, die ihr biotechnisches Know-how in der Produktion anwenden wollten. Nebenbei sei erwähnt, daß damit natürlich auch das wissenschaftliche Standesgebot, Erkenntnis zu publizieren und zu öffentlichem Besitz zu machen, umgangen werden kann, insofern die Forschungsergebnisse privatisiert werden. In der Bundesrepublik Deutschland ergibt sich folgendes Bild: 1981 kaufte sich die Hoechst AG über einen Vertrag mit der Medizinischen Fakultät der Harvard University in die amerikanische Gentechnik ein. Die BASF engagierte sich mit einem Finanzbeitrag an den Genforschungsarbeiten der Universität Heidelberg. Nach einem Bericht der FAZ sollen das Land Berlin und die Schering AG übereingekommen sein, gemeinsam ein Institut zu gründen, das sich mit der Mikrobiologie, Biochemie und der molekularen Genetik befassen soll.

«Die Ausbildung neuer Könnensarten», so schreibt H. Jonas, «geht hier stetig über in ihre Ausbreitung im Blutstrom kollektiven Handelns, aus dem sie dann nicht mehr auszuscheiden ist ... Daher trägt hier bereits die Aneignung neuer Fähigkeiten ... eine ethische Bürde, die sonst nur auf den einzelnen Fällen ihrer Anwendung lasten würde.»⁴

▷ *Globale Ausmaße:* Moderne technische Verfahren haben darüber hinaus die Eigenschaft, daß ihre Wirkungsbereiche global werden. Sie neigen dazu, ins Große zu wachsen, und werden so unabhängig von den Intentionen einzelner Täter. Nicht die Unabsehbarkeit von Taten ist hier das Kriterium; diese war auch traditionell gegeben, doch normalerweise verloren sich die einzelnen Taten im «Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten» (H. Arendt). Moderne technische Verfahren hingegen haben häufig die Eigenart, dieses Bezugsgewebe zu bestimmen, d. h. die Freiheit des Handelns schwindet. Die kumulative Wirkung erstreckt sich möglicherweise über zahllose künftige Geschlechter. Mit dem, was wir hier und heute tun – und meist mit dem Blick auf uns selbst –, beeinflussen wir massiv künftiges Leben. «Der springende Punkt hier ist, daß das Eindringen ferner, zukünftiger und globaler Dimension in unserer alltäglichen weltlich-praktischen Entscheidung ein ethisches Novum ist, das die Technik uns aufgeladen hat.»⁵

▷ *Irreversible Veränderungen:* Die traditionellen Ethiken gehen von der Begrenztheit der Taten aus. So ist die Stadt im antiken Verständnis ein dem Haushalt der Natur entrissener Raum, der

³ Vgl. H. Jonas, Technik, Ethik und biogenetische Kunst, a. a. O., S. 4, 9.

⁴ H. Jonas, Technik, Ethik und biogenetische Kunst, a. a. O., S. 5.

⁵ Ebd., S. 6.

Der

Kösel-Verlag

sucht möglichst bis zum 1. 1. 1986 einen

Redakteur

für die

Katechetischen Blätter

Zeitschrift für Religionsunterricht, Gemeindekatechese
und Kirchliche Jugendarbeit

Der Bewerber oder die Bewerberin sollte über einen Studienabschluß Katholische Theologie (Schwerpunkt Praktische Theologie und Religionspädagogik) und möglichst über Schulerfahrung und Gemeindepraxis verfügen. Redaktionelle Erfahrungen und Fähigkeiten sollten hinzukommen.

Bewerbungen sind zu richten an den Kösel-Verlag,
z. Hd. von Herrn Dr. Christoph Wild, Flüggenstraße 2,
D-8000 München 19.

ohne menschliche Tätigkeit zerstört wird, d. h. an die Natur zurückfällt.⁶ Moderne technische Verfahren hingegen sind in der Lage, die Welt als Ganzes irreversibel zu verändern. Die Verletzlichkeit der Welt ist offensichtlich geworden.

Menschliche Verantwortung wird – durch Machtzuwachs – zum ersten Mal kosmisch. Was in Genesis 2 ausgedrückt wird: der Mensch als Hüter der Schöpfung, wird nun ethisch unabdängbar; und nicht zufällig wird in der Interpretation dieser Aspekt erst jetzt hervorgehoben. «Indem die Technik ihre Wirkungsgewalt bis zu dem Punkt vergrößert, wo sie fühlbar gefährlich wird für den Gesamthaushalt der Dinge, dehnt sie des Menschen Verantwortung auf die Zukunft des Lebens auf Erden aus, das nunmehr wehrlos dem Mißbrauch dieser Gewalt ausgesetzt ist.»⁷

... und ihre Problematik

Durch den Hinweis auf die ambivalenten Wirkungen, die Zwangsläufigkeit der Anwendung und die globalen Ausmaße moderner Technik kontrastiert H. Jonas den technischen Fortschritt mit der Begrenztheit der Erde. Es bestehe die Gefahr, daß das Versprechen naher Gewinne die Aufmerksamkeit für ferne Verluste, die ungleich größer sein können, verdecke. Darüber hinaus sieht H. Jonas eine neue Qualität der Beeinträchtigung menschlicher Freiheit durch die Verdinglichung eigener Taten. Die Schöpfungen der Technik geben «der vielverschlungenen Geschichte menschlicher Freiheit und Abhängigkeit eine neuartige und folgenreichere Wendung. Mit jedem neuen Schritt (= «Fortschritt») der Großtechnik setzen wir uns schon unter den Zwang zum nächsten und vermachen denselben Zwang der Nachwelt, die schließlich die Rechnung zu zahlen hat.»⁸ Und so fordert er eine erweiterte Verantwortung, die die Zeitdimension und die nichtmenschliche Natur in viel stärkerem Maß miteinschließt, als es traditionelle Ethiken tun. Dieser Verantwortung entspricht der ethische Imperativ: «Gefährde nicht die Bedingungen für den indefiniten Fortbestand der Menschheit auf Erden.» Positiv gewendet heißt dies: «Schließe in deine gegenwärtige Wahl die zukünftige Integrität des Menschen als Mit-Gegenstand deines Wollens ein.»⁹

⁶ Vgl. dazu H. Jonas, Das Prinzip Verantwortung, Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation, Frankfurt: Suhrkamp Taschenbuch, 1984, S. 17ff.

⁷ H. Jonas, Technik, Ethik und biogenetische Kunst, a. a. O., S. 7.

⁸ Ebd., S. 7; vgl. auch H. Jonas, Das Prinzip Verantwortung, a. a. O., S. 70ff.

⁹ H. Jonas, Das Prinzip Verantwortung, a. a. O., S. 36.

RÖM.-KATH. KIRCHGEMEINDE WINTERTHUR

Für die Pfarrei St. Urban in Winterthur-Seen suchen wir eine(n) vollamtliche(n)

PASTORALASSISTENTEN (-IN)

oder

SEELSORGEGELFER(IN)

Der Aufgabenbereich umfaßt vor allem

- nachschulische Jugendarbeit und Betreuung von Jugendorganisationen
- Religionsunterricht an der Oberstufe
- Mitarbeit in der Pfarreiseelsorge, in der Liturgie und in der Erwachsenenbildung

Stellenantritt auf Herbst 1985 oder nach Übereinkunft.

Die Anstellungsbedingungen und Besoldung richten sich nach der Anstellungsordnung der Römisch-katholischen Zentralkommission des Kantons Zürich.

Interessenten erhalten nähere Auskünfte durch Pfarrer J. Gwerder, Tel. (052) 28 28 29, oder über Tel. (052) 25 81 20.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen sind zu richten an den Präsidenten der römisch-katholischen Kirchenpflege, P. Bochler, Laboratoriumstraße 5, 8400 Winterthur.

Dieses Prinzip der Verantwortung macht H. Jonas zur Grundlage einer Ethik der technischen Zivilisation. Diese Ethik muß – wegen der kumulativen Dynamik technischer Verfahren – der schlechten Prognose einen Vorrang vor der guten einräumen, sofern es um die Gefährdung zukünftiger Möglichkeiten menschlicher Existenz geht. H. Jonas nennt dies «Heuristik der Furcht».¹⁰

F. Böckle wendet nun dagegen ein: «Diese Dominanz der Negativprognose ... gibt aber kein hinreichendes Kriterium für das, was in der Gegenwart des Handelns verantwortlich zu tun ist. Ja, sie gibt nicht einmal ein begründetes Wissen für das, was sicher unterlassen werden muß. Wir müssen unsere konkreten Entscheidungen an einem positiven Wert messen lassen. Jonas selbst weist darauf hin, daß «echtes menschliches Leben» nicht denkbar sei ohne Achtung vor der Würde und Freiheit des Menschen.»¹¹ Das erste Argument, daß die Heuristik der Furcht kein hinreichendes Wissen gibt, wird auch von Jonas geteilt¹², doch hier scheint ein schwerwiegendes Mißverständnis vorzuliegen. H. Jonas spricht von einem Prinzip Verantwortung und von einer Heuristik der Furcht. F. Böckle jedoch argumentiert, als ob es bei H. Jonas um ein Prinzip Furcht ginge. Ein Prinzip Furcht aber würde unweigerlich zu einem Gesellschaftsmodell des Leviathan à la Hobbes führen, in dem Freiheit verschwindet. Gerade die Freiheit des Handelns ist es aber, die Jonas gefährdet sieht und durch das Prinzip Verantwortung sichern möchte. Wenn F. Böckle aber den Begriff Freiheit gegen H. Jonas in die Argumentation einführt, so hat das darin seinen Grund, daß zwei unterschiedliche Begriffe von Freiheit vorliegen. Für F. Böckle ist die Freiheit immer abstrakt als solche vorgegeben. Es ist die idealistische Freiheit des Geistes und des Willens.¹³ Befreiung ist dann konsequenterweise «Befrei-

¹⁰ Ebd., S. 63f.

¹¹ F. Böckle, *Gentechnologie und Fortpflanzungstechnik*, a. a. O., S. 47f.

¹² Vgl. H. Jonas, *Das Prinzip Verantwortung*, a. a. O., S. 64.

¹³ Vgl. F. Böckle, *Werte und Normbegründung*, in: ders. u. a. (Hrsg.),

ung aus vielerlei Ängsten und Zwängen».¹⁴ Der Freiheitsbegriff von H. Jonas ist ein politischer, eben die Freiheit des Handelns, und diese sieht er durch unkontrollierte Technik gefährdet. Argumentiert F. Böckle in erster Linie aus individualethischer Sicht, so legt H. Jonas größtes Gewicht auf die sozialetischen Überlegungen. H. Jonas lenkt den Blick auf die Verantwortlichkeiten, die uns aus den wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Automatismen moderner Gentechnologie und der von ihr geschaffenen neuen Bedingungen und Strukturen erwachsen. Die unterschiedliche Argumentationsweise führt zu anderen Ergebnissen.

F. Böckle bestätigt dieses Konzept zunächst, wenn er «eine Durchleuchtung der erkenntnisleitenden Interessen jeglichen Denkens»¹⁵ fordert – man möchte nur hinzufügen: und Forschens. Weiter sagt er, «daß die Institutionen und Ordnungen unseres Staates und unserer Gesellschaft von bestimmten Wertvorstellungen je schon geprägt sind. Diese Wertvorstellungen müssen klar bewußt gemacht und auf ihren Geltungs- und Stellenwert hin geprüft werden. In ihnen verbindet sich wertende, d. h. das Dasein je auslegende und entwerfende Vernunft, die als solche wieder Gegenstand eigener Reflexion werden kann.»¹⁶ Diese Sätze scheinen mit dem Programm von Jonas zu korrespondieren, es sogar zu ergänzen. Doch was F. Böckle auf der abstrakten Ebene beschreibt, bleibt bei ihm im Zusammenhang mit medizinischer Ethik äußerlich, bestenfalls in einem Einleitungskapitel erwähnt und weitgehend folgenlos für die weitere Argumentation, wenn er es nicht gar zu einer allgemeinen «menschlichen Problematik» herunterspielt.¹⁷

Gentechnik bei Pflanzen und Tieren

Den unterschiedlichen Ausgangspositionen entsprechend differieren auch die Einschätzungen einzelner gentechnischer Anwendungsbereiche. Die Skepsis von H. Jonas ist getragen von seiner Analyse der sozialen Folgen moderner Technik. J. Hoffmann ergänzt diese Position, indem er in seine Analyse das einbezieht, was in der Forschung und Technik jenseits der Deklarationen von Ethik-Kommissionen tatsächlich geschieht. F. Böckle hingegen unterscheidet zwischen einer grundsätzlichen Bewertung und einer Bewertung der Ziele. Bei der grundsätzlichen Bewertung kann er nichts ethisch Bedenkliches entdecken, zumal der Mensch hier nur das artifiziiell vollziehe, was sich auch natürlicherweise ereigne.¹⁸ Seine Unterscheidung ist von der Absicht getragen, eine pauschalierende Verurteilung zurückzuweisen und so die Möglichkeit zu erhalten, bei den Zielen klare Grenzen zu ziehen zwischen dem, was ethisch erlaubt und was nicht erlaubt ist.

Wieweit dies den verschiedenen Ansätzen gelingt, soll im folgenden an einzelnen Anwendungsbereichen erörtert werden.

Die Züchtung von Pflanzen und Tieren ist ein über Jahrtausende praktiziertes und meist als unproblematisch angesehenes direktes Eingreifen des Menschen in den Evolutionsprozeß. In der gentechnischen Veränderung von Pflanzen und Tieren sieht F. Böckle nun kein grundsätzlich anderes Tun und knüpft große Erwartungen an diese Verfahren bei der Herstellung von Medikamenten und der Lösung der Ernährungsprobleme der Dritten Welt. Auch H. Jonas und J. Hoffmann haben hier noch keine grundsätzlichen ethischen Bedenken. Den Eingriff in die nichtmenschliche Erbsubstanz halten auch sie für erlaubt, jedoch leitet ihre Fragestellung die Aufmerksamkeit auf die Nebenfolgen der Eingriffe. Schon bei den traditionellen Verfahren ist zu fragen, inwieweit – unter den modernen großtechnischen Bedingungen – genetisches Material unwiderruflich verlorengeht, wenn neue Sorten bzw. Arten weltweit verbreitet werden und das reiche Artenspektrum verdrängen. Diese letztgenannten Fragen verschärfen sich bei der Herstellung neuer

Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Bd. 12, Freiburg 1981, S. 52f.

¹⁴ F. Böckle, *Gentechnologie und Fortpflanzungstechnik*, a. a. O., S. 39.

¹⁵ F. Böckle, *Werte und Normbegründung*, a. a. O., S. 45.

¹⁶ Ebd., S. 45.

¹⁷ F. Böckle, *A. W. v. Eiff, Wissenschaft und Ethos*, a. a. O., S. 122.

¹⁸ Vgl. F. Böckle, *Gentechnologie und Fortpflanzungstechnik*, a. a. O., S. 40.

Lebewesen und Pflanzen, die in der Natur nicht vorkommen, durch genetische Manipulation.

Am meisten fortgeschritten ist der Eingriff in Bakterien. So ist es z. B. gelungen, in Coli-Bakterien ein Gen einzuschleusen, das diese Bakterien veranlaßt, dem Menschen gleiches Insulin zu produzieren. Nicht mehr fern scheint der Zeitpunkt, wo es genetisch manipulierte Bakterien gibt, die in der Lage sind, Rohöl abzubauen. Geforscht wird an Bakterien, die Pflanzen veranlassen, den Stickstoff direkt der Luft zu entnehmen.

Nun ist die Neuigkeit eines Lebewesens selbst noch nicht das Problem, wenn auch auf entscheidende Unterschiede zu sonstigen «Konstruktionen» des Menschen hingewiesen werden muß: Technische Konstruktionen konventioneller Art führen kein Eigenleben, vermehren sich nicht selbst. Werden sie vom Menschen nicht erhalten, werden sie zu Ruinen, zu Schrott. Anders bei den genetischen Konstruktionen: Diese können u. U. selbständig weiterexistieren, sich vermehren. Es ist nicht vorherzusehen, ob solche neuen Lebewesen sich nicht von ihrem engumgrenzten, vom Menschen geplanten «Auftrag» emanzipieren können, indem sie ihre eigene Umwelt- und Mutationslaufbahn einschlagen. Ein ökologisches Gleichgewicht kann so empfindlich gestört werden.

Als ein wesentliches Argument für die genetische Veränderung von Pflanzen wird vorgebracht, daß neue Sorten geeignet sein können, den Hunger in der Dritten Welt zu besiegen. Unterschlagen wird dabei eine der Hauptursachen für die Welternährungs- und Hungerkrise: das Machtungleichgewicht beim Zugriff auf die Nahrungsmittelressourcen. Dieses Machtungleichgewicht scheint sich durch die Gentechnik eher noch zu Ungunsten der Dritten Welt zu verschieben.

Es sieht auf den zweiten Blick so aus, als ob die Gentechnik mehr Probleme schafft, als sie löst. «Entgegen landläufiger Ansicht dient Gentechnologie weniger dazu, die Probleme an ihren Wurzeln anzupacken, sondern es wird an den Symptomen herumkuriert, und die Probleme werden lediglich verschärft»¹⁹, und dies ist ethisch relevant. H. Jonas betont allerdings, daß er hier nicht über eindeutige Antworten verfügt. Die prinzipielle Neuartigkeit der genetischen Manipulation kann aber nur dann richtig erfaßt werden, wenn wir betrachten, «was es da schon gibt, aber mehr noch, was es geben kann – in welche *Möglichkeiten* die noch relativ unschuldigen Anfänge vorausweisen».²⁰

Daher sei schon an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß es in der Forschung keinen Unterschied macht, ob mit genetischem Material von Bakterien oder mit dem von Menschen operiert wird. In einigen Fällen sind Forschungen an tierischen Zellen nur «Basisversuche» für Experimente mit menschlichen Zellen oder gar menschlichen Embryonen.

Veränderungen am Menschen

Bei der Anwendung der Gentechnik im Bereich der menschlichen Zellen muß unterschieden werden zwischen dem Eingriff in Körperzellen und Eingriffen in die menschliche Keimbahn. Während die genetische Veränderung der Körperzellen in der Wirkung auf das jeweils behandelte Individuum beschränkt bleibt, bewirken Eingriffe in die Keimbahn, daß die Veränderung vererbbar wird, sich also in folgenden Generationen fortsetzt. Die asexuelle Vermehrung ist ein dritter möglicher Anwendungsbereich. Abgesehen von der Isolierung einzelner Gene und der Diagnose von einzelnen Defekten, sind diese Techniken heute noch nicht anwendungsreif.

► *Diagnose von genetischen Defekten in Körperzellen und deren Reparatur:* F. Böckle betont, daß sich solche Verfahrensweisen zunächst ethisch gesehen nicht unterscheiden von anderen medizinischen Eingriffen und dementsprechend wie eine Gewebetransplantation zu beurteilen sind.²¹

In der Perspektive des oben Gesagten bleibt aber zu fragen, ob hier nicht die Tür aufgestoßen wird zur beliebigen Manipula-

tion von Menschen. So versucht man z. B. herauszufinden, welche Arbeiter zu empfindlich sind, um an Arbeitsplätzen mit hoher Konzentration schädlicher Chemikalien zu arbeiten. Das hört sich zunächst sehr human an, betrachtet man es unter Arbeitsschutzgesichtspunkten. Gleiche Methoden sind aber benutzbar, um möglicherweise Volksgruppen herauszufinden, deren Gene höhere Resistenz gegen bestimmte Schadstoffe besitzen. So etabliert sich zurzeit eine breite Zusammenarbeit zwischen Genforschung und Raumfahrt – Vorgänge, die von menschenzüchterischem Verhalten nicht mehr weit entfernt sind.²² Die Grenze jedenfalls wird fließend.

Dennoch kommt F. Böckle zur positiven Bewertung, da er, wie schon referiert, darauf besteht: «Der entscheidende Unterschied liegt nicht in der Methode, sondern im Ziel, das man anstrebt. Und darüber hinaus sind – wie schon angedeutet – mögliche Folgen zu beachten».²³

So richtig dieser Hinweis von F. Böckle unter analytischen Gesichtspunkten ist, so muß doch darauf geachtet werden, daß Ziele und Methoden in ein und derselben Wirklichkeit entwickelt werden und sich nicht auf zwei verschiedene soziale Realitäten beziehen. An anderer Stelle macht er selbst darauf aufmerksam, daß mit dem Prozeß der Isolierung als einem unauflösbaren Verfahren in den Naturwissenschaften die «Gefahr einer Verfehlung der Wirklichkeit gegeben» ist.²⁴

Berücksichtigt man das im zweiten Teil Referierte, so ist zu erwarten, daß Methoden – sind sie einmal entwickelt – die Ziele, die angestrebt werden, präjudizieren.

Nahezuliegen scheint zunächst die Alternative: Eine negative Eugenik, d. h. eine genetische Therapie zur Beseitigung von Erbschäden, ist ethisch gerechtfertigt. Eine positive Eugenik

¹⁹ Vgl. J. Hoffmann, *Darf die Medizin, was sie kann?* Teil 1, a. a. O., S. 19.

²⁰ F. Böckle, *Gentechnologie und Fortpflanzungstechnik*, a. a. O., S. 40.

²¹ F. Böckle, *Grundlagen einer Ethik des Lebens*, a. a. O., S. 803.

missio

Da der bisherige Stelleninhaber eine neue Aufgabe übernimmt, suchen wir eine(n)

Verantwortliche(n) für missionarische Bildung und Motivation in der deutschen Schweiz

Zu Ihren Hauptaufgaben gehört es, in missionarischen Gremien und Gruppen die Anliegen der Weltkirche zu vertreten, Verbindungen zu den Jungen Kirchen der Dritten Welt herzustellen, den Sonntag der Weltmission und andere Aktionen vorzubereiten und das Sekretariat des Schweizerischen Katholischen Missionsrates zu führen.

MISSIO wünscht

- (missions-)theologische Ausbildung (als Laie oder Priester)
- Erfahrungen aus einem Dritt-Welt-Einsatz
- Freude an Kontakten, kooperativen Arbeitsstil, Initiative und Organisationsgeschick
- gute Französischkenntnisse

MISSIO bietet

- sinnvolle Aufgabe im Dienst der Jungen Kirchen
- selbständige und vielfältige Tätigkeit
- angenehmes Arbeitsklima in eingespieltem Team
- angemessenen Lohn mit guten Sozialleistungen

Stellenantritt: 1. Oktober 1985 oder nach Vereinbarung.

Fühlen Sie sich angesprochen, so senden Sie bitte Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen, wenn möglich bis 10. September, an MISSIO, Internationales Katholisches Missionswerk, Grand'Rue 34, Postfach 106, CH-1700 Fribourg 2, Tel. (037) 22 57 75.

¹⁹ J. Hoffmann, *Darf die Medizin, was sie kann?* Teil 1, a. a. O., S. 19f.

²⁰ H. Jonas, *Technik, Ethik und biogenetische Kunst*, a. a. O., S. 12, vgl. auch S. 14.

²¹ Vgl. F. Böckle, *Gentechnologie und Fortpflanzungstechnik*, a. a. O., S. 43.

mittels Gentherapie ist aber abzulehnen, weil man hierin den Versuch sieht, bestimmte Typen von Menschen zu züchten. Doch diese Unterscheidung ist darum unbrauchbar, weil gerade die Grenzziehung zwischen Krankheit und Gesundheit bzw. Normalität nicht eindeutig ist und gerade durch solche Methoden verschoben werden kann.

Daher hält J. Hoffmann genetische Eingriffe in menschliche Zellen für nicht vertretbar.²⁵ H. Jonas unterscheidet nicht zwischen dem Eingriff in Körperzellen und dem in Keimbahnen, da er unterstellt: Wenn das eine möglich wird, wird auch das andere getan.²⁶

Inwieweit nicht nur genetische Therapien, sondern schon Diagnoseverfahren ethische Bedenken wegen der Nebenfolgen hervorrufen, kann an einem Beispiel der pränatalen Diagnostik gezeigt werden.

Zunächst einmal ermöglichen diese Verfahren eine frühzeitige Therapie und sind von daher sicherlich zu begrüßen. Bei der Diagnose von unheilbaren Krankheiten aber führen solche Diagnosen heute im allgemeinen zu Schwangerschaftsabbruch. Wie sehr ein «Verlaufszwang» für die genetische Beratung Selbstverständlichkeit ist und wie darüber hinaus Methoden die Ziele präjudizieren, zeigt ein Aufsatz über Ziele genetischer Beratung. Ziel der Beratung ist es u. a., Eltern über das statistische Wiederholungsrisiko der Fehlbildung Spina bifida aufzuklären. Die Verfasserin unterscheidet Risikogruppen und schreibt dann: «Gerade diejenigen Eltern, denen ein Wiederholungsrisiko von ca. 2% – d. h. immerhin zehnfach höher als in der Allgemeinbevölkerung – zu hoch erscheint, werden durch das Angebot einer pränatalen Diagnostik die für sie selbst notwendige Sicherheit für ihren Entschluß zu einer weiteren Schwangerschaft gewinnen können. Die wenigen Familien, für die bei der Beratung ein relativ hohes Risiko für das Wiederauftreten der Spina bifida bei künftigen Kindern festgestellt wurde, mußten vor der Einführung der pränatalen Diagnostik von genetischer Seite eher vor weiteren Kindern gewarnt werden.»²⁷

Man muß schon sehr genau lesen, um das Gemeinte herauszuhören, so selbstverständlich ist der Verfasserin der «Verlaufszwang». In dem zitierten Text wird unterstellt, daß ein 2%-Risiko zu hoch sein könnte, um eine Schwangerschaft zu riskieren. Ein höheres Risiko, 5-7% werden von der Verfasserin genannt, wird als sicher zu hoch angesehen. Die Möglichkeiten der pränatalen Diagnostik machen aber dieses Risiko tragbar, da sie erlaubt, an Föten die Schädigung festzustellen und im Schädigungsfall abzutreiben. Die pränatale Diagnostik garantiert ein gesundes Kind.

Hier wird in eindeutiger Weise menschliches Leben zur Erfüllung eines Bedürfnisses der Eltern instrumentalisiert. Der «Verlaufszwang» verselbständigt sich: Er wird selbst zu einer Begründung des Tuns. So liegt ein eindringliches Beispiel dafür vor, wie vorhandene Methoden im medizinischen Alltag ihre Ziele «selbst» bestimmen.

► *Veränderungen in menschlichen Keimzellen:* Einig sind sich die Ethiker darin, daß alle Experimente mit menschlichen Embryonen und erst recht alle züchterischen Versuche im voraus ethisch ausgeschlossen sind.²⁸

J. Hoffmann und andere schließen daraus die absolute Unzulässigkeit der genetischen Veränderung menschlicher Keimzellen. F. Böckle hält sie für möglich, wenn es gelänge, z. B. eine genetische Anomalie in einem menschlichen Ei auf gentechnischem Weg zu korrigieren, fügt aber hinzu, daß dabei vorausgesetzt ist, daß jeder der vorbereitenden Schritte für diese Korrektur ebenfalls keine Bedenken erweckt.²⁹ Die analytische Unterscheidung von F. Böckle, die logisch korrekt ist, erweist sich in der Realität als illusionär. Naturwissenschaftliche Forschung geht den Weg über Experimente. In einer Vielzahl von Experimenten, in denen das Scheitern einzelner Teilschritte immer miteinkalkuliert ist (trial and error), wird das Verfahren ent-

wickelt. Es ist kaum zu erwarten, daß ein Verfahren der genetischen Veränderung menschlicher Keimzellen entwickelt wird, ohne daß dabei menschliche Embryonen Experimentiergegenstand werden. Sicherlich ist es doch notwendig, das Gelingen oder Nichtgelingen des Experimentes dadurch zu kontrollieren, daß man die Entwicklung von Embryonen ermöglicht. Diese werden somit in das Experiment miteinbezogen. Nun ist sicher nicht jedes medizinische Experiment, in das Menschen miteinbezogen sind, von vornherein ethisch zu verwerfen. Neue Verfahren müssen ausprobiert werden. Dies kann, auch bei hohem Risiko des Fehlschlags, dann ethisch erlaubt sein, wenn das Experiment zur Heilung des jeweils Behandelten führen soll. Dies genau ist aber beim hier Erörterten nicht der Fall, denn der Eingriff in die Keimbahn – notwendigerweise ein Experiment – wird sich über das einzelne behandelte Individuum ausbreiten können. H. Jonas fragt daher: «Fehlschläge mechanischer Konstruktion verschrotten wir. Sollen wir dasselbe mit Fehlschlägen biologischer Rekonstruktion tun?» Er lehnt diese Experimente ab, denn: «Unser ganzes Verhältnis zu menschlichem Unglück und den davon Geschlagenen würde sich im antihumanen Sinn verändern.»³⁰

Die nächstliegende gute Wirkung – Gesundheit – konkurriert hier mit den fernliegenden Wirkungen: Destruktion des Menschenbildes. Daher bewegt sich laut H. Jonas bereits die Forschung auf verbotenem Gelände.

► *Asexuelles Vermehren (Klonieren):* Einhellig sind die Ethiker der Meinung, daß diese Methode auf den Menschen nicht angewendet werden darf. Jede Menschenzüchtung widerspricht der Menschenwürde. «Sie determiniert durch einen gezielten Eingriff in tiefgreifender Weise die persönliche Struktur eines anderen Menschen und verletzt so in gravierender Form das Recht auf leibliche Integrität.»³¹ Jonas ergänzt, daß zu diesem Unterfangen auch kein Notstand drängt, sondern daß schon allein die Forschung auf diesem Gebiet ein Werk des Übermut, der Neugier und der Willkür ist.³²

Die Grenzen einer Individualethik

Der vorherige Teil bezog sich auf einige Anwendungsbereiche, deren ethische Probleme nur angedeutet werden konnten. Andere, wie z. B. die Übertragung genetischen Materials vom Menschen auf die höheren Tiere, wurden ausgeblendet. Insgesamt ist aber deutlich geworden, daß die ethische Beurteilung eines Tuns, besonders in den «Grenzonen», mit davon abhängt, wie der Ethiker die gesellschaftlichen Bezüge einschätzt. Was dies für die Ethik bedeutet, dem soll im folgenden nachgegangen werden.

In der Individualethik haben wir es in der Regel eindeutig mit Tätern, ihnen zurechenbaren Taten und deren Folgen und Nebenfolgen zu tun. Sie bewegen sich in einer relativ abgegrenzten Zeit. So hat F. Böckle recht, wenn er formuliert: «Je größer die technischen Möglichkeiten zur Gestaltung unserer Welt und Umwelt geworden sind, um so mehr verlangt man, daß der Wissenschaftler ... die Auswirkungen für Gesellschaft und Umwelt mitbedenke. Dieses Verlangen ist verständlich. Doch bei allem Reden über die Verantwortung der Forscher wird man sich der Grenzen dieser Forderung bewußt bleiben müssen. Wie für jede sittliche Verantwortung, so gilt auch für die des Forschers, daß sie sich allein auf seine Entscheidungen sowie auf die voraussehbaren Folgen seines Tuns oder Unterlassens beziehen kann. Die Folgen müssen für ihn vorhersehbar sein.»³³ Doch reicht dies aus? Wohl nicht! F. Böckle schreibt weiter, daß der Forscher im Blick auf die Fernwirkung überfordert ist. Er bleibt hierbei auf einen wissenschafts-politischen und einen wissenschafts-ethischen Dialog angewiesen.³⁴

²⁵ Vgl. J. Hoffmann, *Darf die Medizin, was sie kann?* Teil I, a. a. O., S. 19f., 21.

²⁶ Vgl. H. Jonas, *Technik, Ethik und biogenetische Kunst*, a. a. O., S. 18.

²⁷ U. Hillig, *Ziele genetischer Beratung*, in: *Genetik und Moral*, hrsg. von J. Reiter und U. Theile, Mainz 1985, S. 217.

²⁸ Vgl. z. B. F. Böckle, *Gentechnologie und Fortpflanzungstechnik*, a. a. O., S. 42; daß die Verwendung von menschlichen Keimzellen als Ausgangsmaterial für die Produktion medizinisch verwertbarer Produkte eingeplant wird, geht aus einem Interview mit der Gynäkologin L. Mettler hervor. Vgl. *Frankfurter Allgemeine*, Magazin, H. 274, 31. 5. 1985, S. 75.

²⁹ Ebd., S. 43.

³⁰ H. Jonas, *Technik, Ethik und biogenetische Kunst*, a. a. O., S. 18.

³¹ F. Böckle, *Gentechnologie und Fortpflanzungstechnik*, a. a. O., S. 43.

³² Vgl. H. Jonas, *Technik, Ethik und biogenetische Kunst*, a. a. O., S. 17.

³³ F. Böckle, *Gentechnologie und Fortpflanzungstechnik*, a. a. O., S. 44.

³⁴ Vgl. ebd., S. 44.

Der Hinweis auf diesen Dialog – so wichtig er ist – reicht nicht aus. Der Dialog muß geführt werden, und zwar nicht nach einer grundsätzlichen Bewertung, sondern die Bewertung muß Ergebnis dieses Dialogs sein. Dabei ist zu berücksichtigen, daß zwei verschiedene, miteinander verschränkte Typen von Fernwirkungen zu beachten sind. Zum einen gibt es Gefahren, die im technisch-wissenschaftlichen Prozeß selbst liegen. Hier scheint man einigermaßen gesicherte Ergebnisse erwarten zu können, wenn auch die Gefahrenabschätzung selbst leicht in ein Interessengeflecht gerät.³⁵ Zum anderen gibt es soziale Folgen, und hier sind eindeutige Antworten schon deshalb nicht zu erwarten, weil die Unschärfe der Aussagen über die Zukunft nicht in (noch) unzureichenden Methoden der Prognose ihre Ursache hat, sondern prinzipieller Art ist. Eine Differenzierung der Prognosemethoden und eine Erweiterung des Dialogs werden vielleicht das Wissen über mögliche Folgen, nicht aber das über tatsächliche Folgen erweitern. Die sich in der sozialen Wirklichkeit durchsetzenden Folgen können nicht mit hinreichender Sicherheit benannt werden. Welche Fernwirkungen durch die Tätigkeit eines Forschers tatsächlich eintreten, ist abhängig von einer Vielzahl anderer Täter, ohne daß die Gesamtwirkung der Taten in individualistischer Manier den vielen einzelnen zuzuschreiben ist. Es erweist sich, daß das Problem der sittlichen Verantwortung des Forschers und Gentechnikers, sofern es individualistisch angegangen wird, falsch beschrieben wird. Es geht nicht mehr nur um Einzeltäter und um Einzeltaten und deren Folgen. Mitzubeherrschenden ist das Strukturgeflecht, das durch die Taten geschaffen wird und seinerseits die Taten wieder mitbedingt.

Franz Kamphaus hat darauf hingewiesen, daß es eine Verkürzung ist, das Verhältnis zwischen Personen und gesellschaftlicher Struktur nach dem Modell Ursache-Folge zu denken. Die Person in ihrer Freiheit als die Ursache des Handelns und die gesellschaftliche Struktur als die Folge anzunehmen, verkennt, daß der konkrete Mensch immer in konkreten geschichtlichen Verhältnissen lebt. Eine Reduktion auf das Modell Ursache-Folge hat eine Privatisierung des Sündenverständnisses zur Folge: Sünde wird primär auf die persönlichen Lebensverhältnisse bezogen, nicht mehr auf ihren Zusammenhang mit gesellschaftlichen Verhältnissen.

Auf die ethische Verantwortung der an der Gentechnik Beteiligten bezogen, muß daher gefragt werden, inwieweit ihr Tun, ihr Bereitstellen von Methoden ein Mitbauen an Systemen ist, die «im ganzen Unrecht werden können und zu kollektiver Verblendung verführen ...»³⁶.

Nun wird man einwenden können: Die Analyse gesellschaftlicher Strukturen ist nicht zuerst eine Frage der Ethik, sondern der politischen Wissenschaft und Soziologie. Dies ist sicher richtig. Doch der Ethiker kann auf diese Analyse schon allein darum nicht verzichten, weil er sich seines eigenen Argumentationshintergrundes vergewissern muß. Er kann es aber auch darum nicht, weil er sonst Gefahr läuft, der jeweiligen herrschenden Meinung als der Meinung der Fachleute aufzusitzen.

Nun ist dies kein Plädoyer dafür, daß die Ethik das Geschäft der Sozialwissenschaften übernimmt, wohl aber eines dafür, daß die Sozialethik ihren Beitrag zu einer Theorie der Politik leistet. Dabei hat Ethik eine restriktive Funktion in bezug auf das durch Technik Herstellbare, um so die technische Kompetenz der moralischen Kompetenz unterzuordnen.

Dabei reicht es nicht aus, Dämme zu bauen. Diese halten nur so lange, bis die neuen Methoden und neuen Ziele Selbstverständlichkeit geworden sind. Als Reaktion bleibt dann nur noch die ethische Teilkapitulation in Form einer «Not-Ordnung», die das Bestehende letztlich stabilisiert. Die Auseinandersetzungen

³⁵ Vgl. P. Erbrich, Genmanipulation – halbherzig wahrgenommene Verantwortung, in: Orientierung 1981, S. 67–71.

³⁶ F. Kamphaus, Sich gegenseitig ernst nehmen, in: Herder Korrespondenz, Jg. 39, H. 4, 1985, S. 175.

um die Rüstung bieten dazu zurzeit genügend Anschauungsmaterial.³⁷

Notwendig ist vielmehr eine Sozialethik, die zur Ideologiekritik der «Machbarkeit» wird, zur Ideologiekritik einer machtförmigen Rationalität, die in naturwissenschaftlicher Manier nur noch in Zweck-Mittel-Kategorien denkt und alle Subjekte zu Objekten von Manipulationen macht. Eine solche Kritik muß vor allem die in den bestehenden Strukturen enthaltenen Wertprämissen und Handlungsnormen herausarbeiten und das dahinterliegende anthropologische Modell befragen.

Norbert Stennes, Limburg

DER AUTOR ist Diplomsozialwissenschaftler und als Referent für Kirche und Gesellschaft im Bischöflichen Ordinariat Limburg tätig.

³⁷ Vgl. Gerechtigkeit schafft Frieden, Wört der Deutschen Bischofskonferenz zum Frieden, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1983, S. 36, 57.

Die Seligkeit der Mücken

Wenn man wissen will, was eine Katze ist, sollte man bekanntlich die Mäuse fragen. Es ist ratsam, ähnlich vorzugehen, wenn man wissen will, was eine Predigt ist und wie sie sein sollte: man sollte die Leute fragen, die jahrelang, Sonntag für Sonntag, Predigten erdulden; denn sie haben da wahrscheinlich Wichtigeres zu sagen als so mancher gestreifte Dauerprediger oder betriebsblinde Homiletiker.

Schon aus diesem Grund verdienen die 25 predigtähnlichen Fernsehansprachen («Wort zum Sonntag») und die drei Predigten, die der Fribourger Alttestamentler *Othmar Keel* samt einführenden Überlegungen zum «Problemkind Verkündigung» in einem handlichen Bändchen¹ vorlegt, besondere Beachtung. Keel ist nämlich wohl einer der wenigen Berufstheologen, der nicht gleichzeitig auch Berufsprediger ist: «Ich bin ein langjähriger Predigthörer. Als Predigtsprecher bin ich ein Neuling.» (11) – Predigten eines Predigthörers – wie unterscheiden sie sich von dem, was man landläufig hört und liest?

Unverschnörkelte Direktheit

Das erste, was schon bei flüchtiger Lektüre auffällt, ist die unverschnörkelte Direktheit dieser Texte. Fast durchweg fehlt die obligate Einleitung, die Hörerinnen und Hörer werden nicht behutsam zum Thema hingeführt, sie werden schon mit dem ersten Satz ins kalte Bad der Problematik hineingestoßen. Rhetorisch mag das nicht sehr elegant sein, es ist aber zumindest effizient: niemand hat da Zeit, einzuschlafen, bevor der Prediger überhaupt zur Sache gekommen ist.

Auch innerhalb der Predigten sucht man vergeblich nach eleganten Überleitungen. Es werden keine hohlen Gassen gebaut, durch die dann irgendwann ein neuer Gedanke daherkommt, die neuen Gedanken springen jeweils unvermutet hinter den Büschen hervor und überrumpeln die unvorbereiteten Hörer/innen.

Am überraschendsten freilich ist die sprachliche Aufmachung, in der diese Gedanken in der Predigt aufzutreten wagen: Fast durchweg fehlen die abstrakten Formulierungen, die verhüllenden Umschreibungen, die verschönlischen Einschränkungen. Kaum ein Satz ist rhetorisch gefedert. Wenn Keel *Yassir Arafat* meint, so sagt er einfach «*Yassir Arafat*», wenn er von der Stadt-Land-Initiative reden will, so sagt er ganz einfach «Stadt-Land-Initiative»², und wenn er denkt, Gott habe den totalen

¹ Othmar Keel, Die Bibel mischt sich ein. Predigten und «Worte zum Sonntag». Benziger Verlag, Zürich/Einsiedeln/Köln 1984, 180 Seiten, 30 Abbildungen, Fr. 16.80/DM 19.80.

² Bei der Stadt-Land-Initiative handelt es sich um ein im Mai 1983 eingereichtes Volksbegehren, das ein Spekulationsverbot für städtische und landwirtschaftliche Grundstücke in der Schweizer Bundesverfassung verankern will. Keels direkte Erwähnung dieser Initiative führte in der Folge zu einer breiten; durch die «Neue Zürcher Zeitung» und den Schweizeri-

Durchblick, so sagt er einfach, Gott habe «den totalen Durchblick». Das scheint zwar eine völlig selbstverständliche und normale Art zu reden, in Predigten aber ist ein solcher normaler Gebrauch der Sprache geradezu revolutionär. Denn Prediger pflegen gewöhnlich nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Sprache in weihevollen Alben und Talaren zu hüllen, die sie dem Alltäglichen entrücken.

Politischer Zündstoff

Dieser Verzicht auf rhetorische Einnebelung ist natürlich nicht folgenlos: Die Hörer/innen hören nicht nur zu, sie verstehen plötzlich auch, daß der Prediger ihnen gegenüber eine Meinung vertritt; die Predigt lullt nicht mehr ein, sie regt an oder auf. Denn:

«Von Armut zu predigen wird nur solange als erbaulich empfunden, als nicht von einem konkreten Bodenrecht oder bestimmten Formen des Bankwesens die Rede ist. Versöhnungsbereitschaft, die sogenannte Feindesliebe, wird als einzigartige christliche Errungenschaft gefeiert, solange man sie nicht auf die Russen bezieht. Auf Gewaltlosigkeit als christliche Lehre, die sogar Nichtchristen wie Mahatma Gandhi beeinflusst hat, ist man stolz, solange man sie nicht mit den eigenen militärischen Anstrengungen in Zusammenhang bringt.» (13)

Tut man dies, so entsteht unweigerlich das, was Keel in seiner Einleitung bei landläufigen Predigten vermißt: das Interesse am Gespräch über die gehörte Predigt. Zeugnisse solcher – z. T. heftig geführten – Diskussionen zwischen Prediger und Zuhörerschaft sind die drei im Buch abgedruckten «Rundbriefe», mit denen Keel Hörerzuschriften beantwortet hat. Diese Diskussionen haben sich am heftigsten an politischen Themen (ÜNO-Beitritt der Schweiz, industrielle Tierhaltung, Bodenspekulation) entfacht. Dieser Umstand bestätigt eindrücklich Keels These, kein Prediger dürfe sich um Politik drücken, wenn er wirklich Schuld aufdecken (Jer 2, 14) und nicht bloß richtungslos in den Wind schwatzen wolle:

«Dieses Schuldaufdecken muß konkret geschehen, wenn es überhaupt zur Kenntnis genommen werden soll, und darf nicht nur den privaten, sondern muß auch den öffentlichen Bereich tangieren. Die Meidung des öffentlichen Bereichs bedeutet notwendig eine Verharmlosung der Situation. Solange der öffentliche Bereich ausgeklammert wird, ent-

schen Hauseigentümergeverband inszenierten Pressekampagne (vgl. S. 152–166 in Keels Buch). Seither ist den Sprechern des «Wortes zum Sonntag» die namentliche Erwähnung noch pender Volksbegehren verboten, wobei jedoch zu deren Thematik Stellung bezogen werden darf.



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration:

Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge

Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Jahresabonnement 1985:

Schweiz: Fr. 35.- / Studenten Fr. 25.50

Deutschland: DM 43.- / Studenten DM 29,50

Österreich: öS 330.- / Studenten öS 215.-

Übrige Länder: sFr. 35.- zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40.- / DM 50.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzexemplar: Fr. 2.50 / DM 3.- / öS 22.-

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

AZ

8002 Zürich

steht unweigerlich der Eindruck, grundsätzlich sei alles in Ordnung. Sünde gäbe es nur als einzelne Abweichungen einzelner Menschen, zu denen sich Kirchgänger in der Regel nicht zu zählen brauchen.» (17)

Daß Theologen zu politischen Aussagen durchaus berechtigt und befugt sind, begründet Keel einleuchtend:

«Ich äußere mich zum Militär nicht als Militärfachmann, der von Waffen und Strategien viel mehr versteht als ich. Ich äußere mich zur Wirtschaft nicht als Wirtschaftsfachmann, der von Gewinnmaximierung weit mehr Ahnung hat als ich. Aber Militär und Wirtschaft haben noch andere als militärische und wirtschaftliche Aspekte, u. a. auch moralische und theologische, und da bin ich als Theologe kompetent.» (19)

Theophanie im Mückenschwarm

Freilich, seit Keels «Worte zum Sonntag» zwischen zwei Buchdeckeln vereinigt sind, zeigt sich nun auch, wie haltlos der – etwa von der «Neuen Zürcher Zeitung» – gegen ihn erhobene Vorwurf des Mißbrauchs des Fernsehens zu politischen Zwecken in Wirklichkeit ist: Von den 28 abgedruckten Texten sind höchstens 3 oder 4 ausschließlich oder vornehmlich politischen Fragen gewidmet. Alle andern Texte behandeln klassische Themen der christlichen Predigt: von der Taufe Jesu über die Weihnachtsgeschichte bis zu Adam und Eva, vom Gebet über die Theodizee bis zum Geheimnis der heiligsten Dreifaltigkeit. Allerdings mit dem entscheidenden Unterschied, daß alle diese Themen nicht im nebulösen Parteichinesisch der Fachtheologen behandelt werden, sondern in der Sprache der Hörer/innen. Und so gerät denn auch plötzlich der Naturgarten in die Theodizeefrage, die Steuerhinterziehung hilft die Bedeutung der Taufe Jesu verstehen und die Aufstockung der Polizeikontingente findet Eingang in die Gebetstheologie.

Das heißt: Sonntagsthemen werden durch Werktagsprobleme gesprengt, und umgekehrt: Werktagslösungen werden durch Sonntagsfragen entlarvt. Hier lag wohl auch der tiefere Grund für die zahlreichen Hörerreaktionen auf Keels Predigten: in diesen Predigten wird plötzlich klar, daß sich Gott nicht in Tabernakel und Sakristeien einsperren läßt, sondern – was theoretisch immer schon alle wußten – überall gegenwärtig ist, und daß Theologie deshalb kein sonntägliches Glasperlenspiel für Ästheten ist, sondern eine kritische Theorie der Gesellschaft.

Wenn nun plötzlich die gesamte alltägliche Wirklichkeit, so wie sie nun einmal ist, auf das Göttliche hin durchsichtig wird, dann werden nicht nur die dankbar applaudieren, die in dieser Welt Gott suchen, sondern auch die empört aufschreien (und es sind in unserem Wirtschaftssystem nicht wenige), die in dieser Welt an gott-losen (d. h. moral-freien) Bereichen ein privates Interesse haben. Die Dankbarkeit der einen und das Geschrei der andern ist der einzige gerechte Lohn, den sich ein Prediger erhoffen darf, und ihnen allen gegenüber wird er immer wieder nur das eine tun: gelegen oder ungelegen sich und ihnen «das ungeheure Licht Gottes vergegenwärtigen» (70), so wie es Keel in der Predigt zum 80. Geburtstag seines Vaters versucht:

«Ich möchte das abschließend nicht mit einem der traditionellen Bilder aus der Bibel oder der christlichen Überlieferung tun, sondern mit einem Bild, das Dich, Papa, und von Dir angeregt auch mich fasziniert hat, schon damals, als ich noch klein war und wir manchmal an Sommerabenden zusammen in den Sihlsee baden gingen. Da haben wir auf dem Rückweg den Mücken zugeschaut, die im untergehenden Licht der Sonne in riesigen Schwärmen auf und nieder tanzten. Es waren riesige Scharen. Aber jede der unzähligen Mücken schien völlig vom Licht durchtränkt. Vor Gott, sagtest Du damals, sind wir kleiner als Mücken, und Gott ist größer als die Sonne. Aber wenn wir auch klein und winzig und wenn wir auch unzählige sind, so leben wir doch alle ganz durch Gott und können durch ihn alle ganz glücklich werden.»

Die Theophanie im Mückenschwarm – das ist gewiß keine politische Theologie, wohl aber ein theologisches Programm mit politischen Folgen.

Pierre Casetti, Reussbühl/LU

DER AUTOR, Dr. theol. Pierre Casetti, ist Religions- und Philosophielehrer an einem Gymnasium in der Nähe von Luzern und unterrichtet Hebräisch an der Theologischen Fakultät Luzern.